

Biblioteka  
Ū. M. K.  
Toruń

139655

10

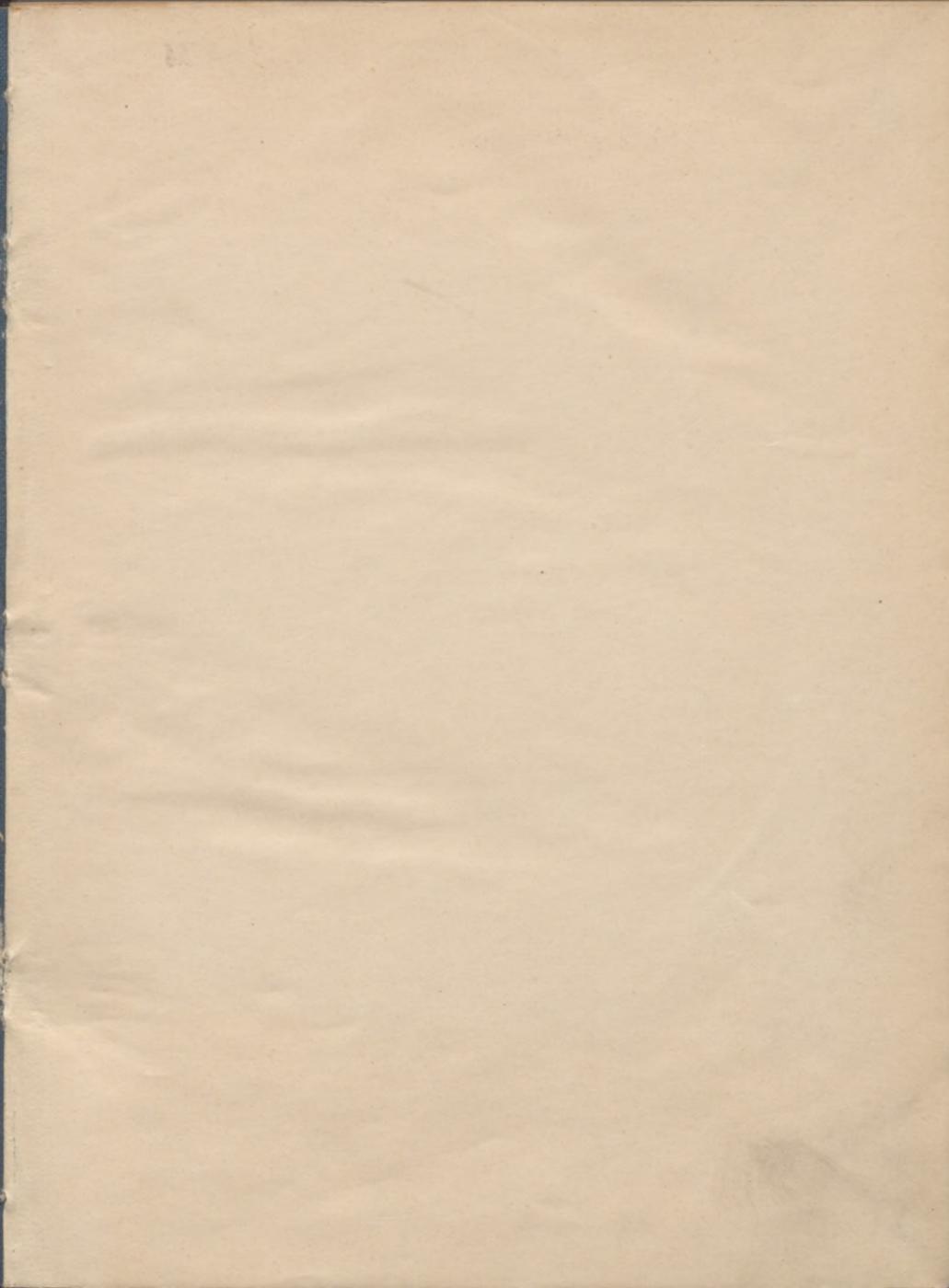
11

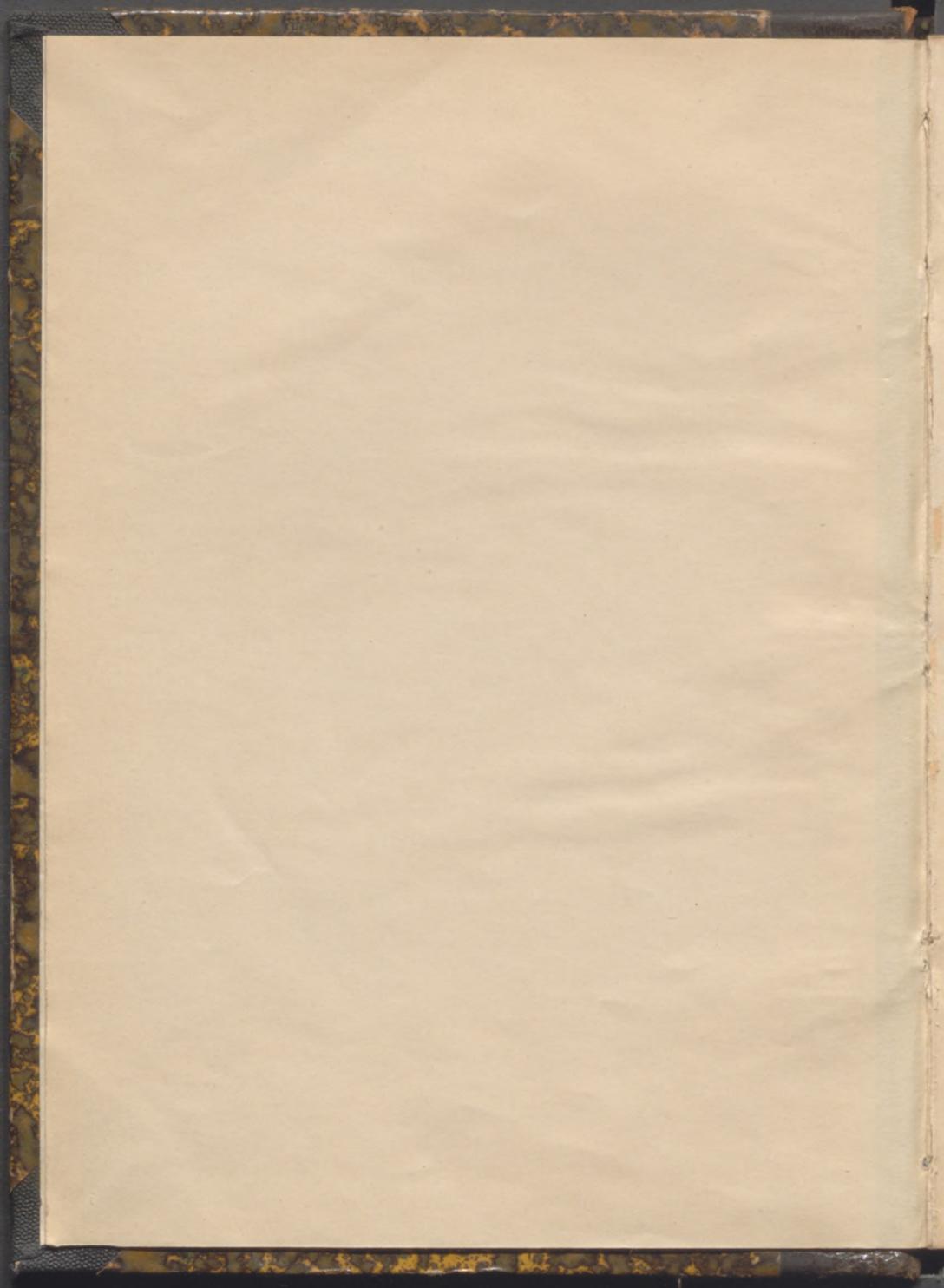
K 116

33, 11

14.5.36

KIII 33, w





Erklärung der Schrift

cop. do 139655

# Gesammelte Schriften.

---

## Erzählungen für das Volk.

Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts  
in einer  
fortlaufenden Reihe von Bändchen  
von

Emil Frommel.

---

X.

## Nachtschmetterlinge.

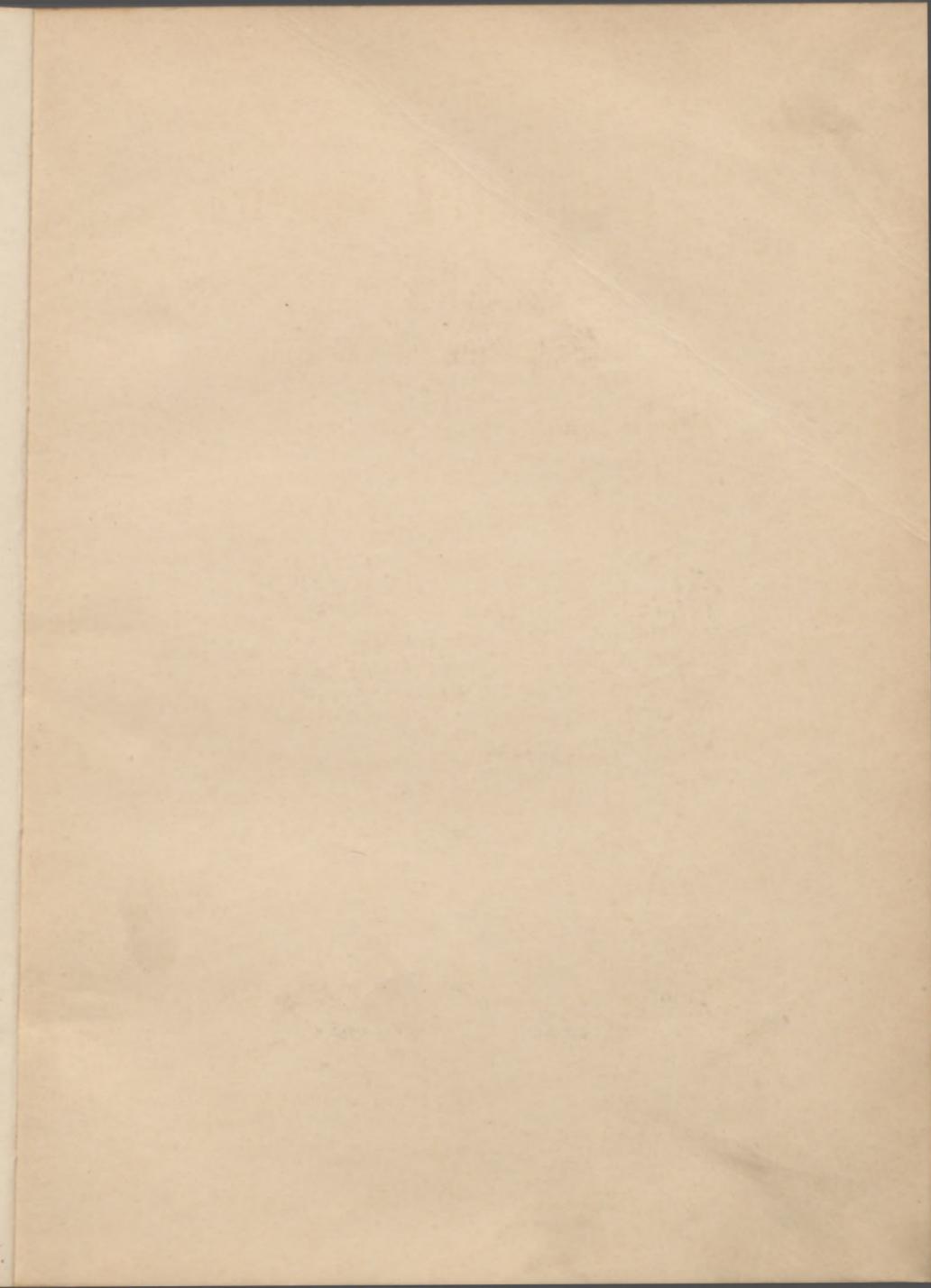
---



Berlin.

Verlag von Wiegandt & Grieben.

1898.





David J. Russell

# Nachtschmetterlinge.

Von

Emil Frommel.



*F. II. B. 112.*

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Siebente Auflage.



Berlin.

Verlag von Wiegandt & Grieben.

1898.



139655

11  
✓

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Übersetzung  
in fremde Sprachen.

Frau Dr. Caroline Abbot

in treuer Freundschaft

der Verfasser.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

IN THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO

## Vorwort.

---

„Nachtschmetterlinge“ habe ich die nachfolgenden Blätter genannt, weil für sie nur die stille Nacht übrig geblieben, um darin auszufliegen. Der Tag mit seiner Arbeit und Unruhe, mit seinem Kommen und Gehen der Menschen läßt — und soll auch, wenn man ein Amt hat — schließlich keine Zeit lassen zu dem, was doch mehr oder minder Schmuck, Erholung oder Spielwerk ist. Wessen Beruf das Bücherschreiben ist, bei dem ist's freilich etwas anderes; er darf sich einschließen und „Selbstverleugnung“ üben — d. h. sich verleugnen lassen. Das geht nun einmal bei unsereinem nicht, der seine Selbstverleugnung zumeist darin zu bewahren hat, daß er sich ohne Murren stören läßt. „Nur zwei Minuten“ — ja — aber diese sind hinreichend, um die Gedankenfäden abzuschneiden, die so leicht sich nicht wieder knüpfen. Es ist gerade, als träte einer in ein Telegraphenbureau und sagte: „Nur eine Minute,“ und schlänge den ganzen Apparat entzwei. Freilich eine Minute, die aber Stunden kostet. So bleibt mir denn nur zu solcher Arbeit die stille Nacht, die sonst niemandes Freund, aber doch solchen Erholungen hold ist.

Beim offenen Fenster und Lampenschein fliegen auch Schmetterlinge von draußen herein, die im Sonnenschein des Tages sich tummelten. So ziehen in stiller Nacht die Eindrücke des Tages durch Herz und Sinn, die ich hier eingefangen habe. Es sind zum Teil Vorträge, mit denen ein Mensch in Berlin sich und andere plagt; traute Erinnerungen, allerhand Wanderungen — alles fliegt bunt durcheinander. Einen Teil davon haben das Daheim und etliche Kalender u. s. w. gebracht. — Da ich seit Jahren meinem Herrn Verleger gegenüber verpflichtet bin, solche zerstreuten Schmetterlinge in seine Sammlung zu liefern, so mag sich der Leser trösten, wenn er hier und da Gelesenes wieder findet.

Hoffentlich sieht man den Schmetterlingen nicht zu sehr das Nachtgewand an. Und doch würde ich nicht trauern, wenn einer über ihnen sänftiglich einschliefe. Ich halte es wirklich für eine gute That, wenn man in dieser ruhelosen, schlaflosen Zeit einem Menschen zu ein paar Stunden soliden Schlafs verhilft. Und nun, Gott befohlen, lieber Leser, quäle die beschwingten Geschöpfchen der Nacht nicht mit deiner Kritik zu Tode, das ist meine einzige Bitte.

D. Emil Frommel.

## Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. und Gastein.

Gastuna semper una.  
Es giebt nur ein Gastein.

Es ist nicht immer wahr, was der alte Wandsbecker Bote sagt: „Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen“ — denn es giebt auch vielgereiste Leute, die nichts erzählen können und so stumm sind, wie ihr Koffer, der auch nichts erzählen kann, wiewohl er überall mit gewesen ist. Aber dieser Leute Reisen waren auch danach, und sie hätten besser gethan, zu Hause zu bleiben. Wer auf eine Reise nichts mitbringt, wird auch nichts mit nach Hause bringen. Nicht daran liegt es, was wir sehen, sondern wie wir's sehen — und was wir beim äußern Sehen inwendig erschauen. Weckt die äußere Welt die innere, wird uns das Vergängliche zum Gleichnis des Ewigen, dann werden wir schließlich recht gesehen haben auf unseren Reisen, und, wenn auch mit leeren Taschen, doch mit um so vollerm Herzen heimkehren.

Mit diesen Gedanken habe ich mich immer beim Reisen getragen und hätte so gern schon in jungen

Fahren so eine Art geistigen „Baedeker“ gehabt, der überall die mitschwingenden Töne anzeigt, wenn der Accord angeschlagen wird. Den muß sich aber schließlich jeder selber schaffen und verlegen und kann dann sein Buch gratis an den Mann bringen, was immerhin ein solides Geschäft ist. — Hat aber eine Gegend in mir vieles wachgerufen, so war's Gastein; und noch jetzt — ja vielleicht erst recht jetzt — taucht in der Erinnerung auf, was doch eigentlich Gasteins Perle gewesen, und das war Kaiser Wilhelm. Die beiden sind nicht zu trennen, und darum vermißt ihn droben nicht bloß der biedere Gasteiner „Badeschloßbesitzer“ und all' die Inassen dort, denen er immer ein schönes Stück Geld zurückließ, sondern alle die, denen Gastein durch ihn erst lieb wurde. Es würde mir sauer werden, jetzt hinaufzupilgern, denn das Vermissen würde mich auf Schritt und Tritt begleiten. Und Vermissen ist ja schwerer als Verlieren; dieses ist ein Augenblick, aber jenes dauert das ganze Leben hindurch. Es giebt Menschen, die einzig in ihrer Art sind und so nicht wieder kommen. Man soll sie nicht vergleichen mit andern, so wenig man Blumen mit einander vergleichen soll. Jede will in ihrer Art aufgefaßt und genossen werden. — So habe ich denn gern dem Bitten nachgegeben, allerlei über Gastein und Kaiser Wilhelm zu schreiben. Vielleicht, daß der geneigte Leser, wofern er noch nicht da war, einmal hinkommt, vielleicht auch, daß er dort bei dem ehrenwerten

kaiserlich-königlichen Schulleiter und Ritter des preußischen Kronenordens, Herrn Winkler, absteigt, der ein eigenes Häuslein besitzt und auch ein paar Logierstuben hat, oder bei dem alten Dr. Proell in Villa hollandia, oder in der schönen Bellevue, kurz, bei Leuten, die das Thal schon lange kennen — dann könnten ihm meine Gedanken und Bilder möglicherweise etwas helfen, die Gegend zu verstehen.

Vom „Wildbad Gastein“ hatte ich, dank des guten geographischen Unterrichts, schon in meiner Jugend gehört. Das Wort „Wildbad“ machte damals auf mich einen besonderen Eindruck; dachte ich doch dabei an so allerhand Schauer — und „Schauer sind ja des Menschen bestes Teil“ — an tiefe Felsenklüfte und zerrissene Schluchten, kurz so, daß es einen ordentlich gruselte. Und doch, wie anders war's in Wirklichkeit.

Im Jahre 1870, mitten im Feldzuge, sollte ich zuerst davon Näheres hören. Ich lag mit dem Werderschen Corps vor Straßburg. Nach langem, heißem Ringen stieg die weiße Fahne auf. Die Stadt wurde übergeben, ich stieg vom Pferde und hielt die erste Predigt in der Thomaskirche. Unter den Zuhörern saß aber eine mit einer Sanitäts- und Liebesgaben-Kolonnen aus der Ferne herbeigeeilte Samariterin, die mir für Gastein das Herz warm machen sollte, ehe ich es sah. Man muß ja oft in die Ferne geführt werden, um in die Nähe zu kommen, und findet oft draußen

erst, was wir in unserer Nähe kaum geahnt haben. Da hörte ich denn zuerst von Gastein, daß dort ein evangelisches Kirchlein im Bau sei. „Dort oben?“ sagte ich, „in dem Lande, das noch benetzt ist mit den Thränen der Ausgetriebenen? Dessen Bischof einst gesagt: ‚Lieber sollen Disteln und Dornen im Lande wachsen, als noch ein einziger Evangelischer sich darin aufhalten!?’“ Und doch war es so. Allenthalben waren Gaben dazu geflossen, die meisten aber aus der Hand der edlen Samariterin, deren Vater viele Jahre in Gastein Kräftigung gefunden, und die nun aus Dank gegen die heilkräftige Quelle es sich angelegen sein ließ, die andere dort zu öffnen, welche die müde Seele heilt. — Jedes solcher Werke hat eine äußere Geschichte, die man erzählen und mit Zahlen belegen kann, aber auch eine innere Geschichte, die unhörbar und unsichtbar neben der äußeren einhergeht. Das ist zumeist eine Geschichte des Kampfes, der Not und der Thränen. Wohl steht z. B. August Hermann Franckes Waisenhaus zu Halle a. S. so stattlich da, fast eine kleine Stadt zu nennen — und doch, es reden die Steine von Thränen und Kampf, von Not, die bis an die Seele ging. So war's auch da oben mit der Kapelle, — es dauerte noch eine geraume Zeit, bis alles in Ordnung war und Kaiser Wilhelm nach Hofgastein fahren und als Besitzer der evangelischen Kapelle sich einzeichnen konnte. Am allerwenigsten hätte ich aber gedacht, daß mir der Auftrag würde, diese Kapelle

zu weihen. War ich doch noch im Felde und der Krieg noch lange nicht zu Ende, und gerade um die Weihnachtszeit sah es bedenklich aus. Und doch — der Krieg ging zu Ende, der Friede wurde geschlossen, ich zog wieder ein und heim mit den Truppen an jenem unvergeßlichen 16. Juni des Jahres 1871, und das Jahr darauf — erhielt ich den Befehl, nach Gastein zu fahren und dort die kaiserliche Kapelle zu weihen. So hatte also doch meine ahnungsvolle Samariterin Recht behalten, als sie sagte: „Wir werden bei der Einweihung uns zusammen finden.“

Anfang Juli 1872 machte ich mich auf, versehen mit Brief und Siegel, gen Gastein. Nürnberg und München lagen bald hinter mir, aber in wenigen Stunden sollte ich für die lange Fahrt belohnt werden, denn „unseres Herrgotts Schmuckkästlein“ tauchte von der Ferne auf — und das ist Salzburg. Erzählt doch eine alte Sage, es habe unser Herrgott, als er die Welt schuf, noch ein apartes Kästchen zurückbehalten mit allerhand besonderen Herrlichkeiten, die er unter die verschiedenen Himmelsgegenden verteilen wollte. Da habe ein Engel das „Kasterl“ genommen und betrachtet; da sei es ihm aus den Händen geglitten und vom Himmel heruntergefallen, gerade dort hin, wo Salzburg ist, und daher seien dort alle Herrlichkeiten der Welt bei einander. Das ist nun eine hübsche Sage, aber sie kostet dem Wanderer auch ein schön Stück Geld, denn in Salzburg sind auch die Rechnungen —

gesalzen. Dafür hat man freilich all' die Schönheiten zusammen — notabene wenn es nicht regnet. Aber den Regen hat Salzburg in Erbpacht genommen, denn unter sechs Tagen ist kaum einer, ohne daß es vom Himmel mehr gießt als regnet. Hat man aber das Glück, wie ich es hatte, einen sonnenhellen Tag und einen lichten Abend zu erleben, dann ist's freilich zum Entzücken. Kaum habe ich eine erhabendere Abendsfeier der Natur gesehen wie dort. Wer hinauswandert nach dem Kloster Maria Plein, wo gelehrte und ungelehrte Benediktiner haufen, der sieht dort das herrliche Schauspiel am besten. In mäßiger Höhe steigt man die „Stationen“ hinauf, bis zum hohen Kreuze, wo der Heiland die Arme breitet und Maria und Johannes zum Kreuze aufblicken. Dort aber breitet sich nun auch die entzückendste Aussicht unter den Armen Christi aus. Die Stadt mit ihren Kuppeln und dem Silberstreif der rauschenden und flutenden Salzach, die wie ein wilder Knabe aus den Bergen springt, inmitten der Stadt die Hohensalzburg, ein Bergkegel, der eine Festung trägt, und hinter dem allen die Bergriesen, der Untersberg mit dem schlafenden Barbarossa — denn nicht nur im Kyffhäuser soll er ruhen —, der Mönchsberg und Schafberg, der hohe Göll in der Ferne und die Spitzen des Wagmanns — alles im rotblauen Duft, der immer intensiver violett sich färbt, das Glühen der Bergspitzen, die der letzte Abendstrahl trifft, die Klosterglocken, die den Abendsegen darein

läuten, das alles baut sich vor deinem Auge auf. Keiner spricht da oben, alle sind versunken in stiller Feier und Anbetung. Ich aber sagte mir: dort hinter jenen Bergen, die wie eine Wand das Gemälde schließen, liegt dein Ziel, liegt Gastein. Es war eine stille Vorbereitung für die Feier, die meiner wartete.

Ich legte mein Haupt im „Goldenen Schiff“ nieder, einem Gasthause, das im Herzen der Stadt liegt. Damals war es ein „Hotel ersten Ranges;“ ob es dasselbe noch ist, weiß ich nicht; denn „das Unglück schreitet schnell,“ auch bei den Gasthöfen. Seitdem die Bahn allenthalben hinführt und die Post- und Retourkutschen von der Bildfläche verschwunden sind, haben auch die Gasthöfe, die inmitten der Stadt liegen, ein kümmerliches Dasein. Jeder will nahe am Bahnhof sein und flieht das Innere der Städte. Der „Goldene Schiffslenker“ war damals ein biederer Salzburger, der mit seinen Gästen noch zu Tische saß und sie als „lebendiger Fremdenführer“ über Salzburg belehrte. Salzburgs größtes Genie ist unzweifelhaft Mozart. Sein Denkmal, das Schild an seinem Geburtshause und das Lied, das allstündlich vom Domkirchenturm herabtönt: „Der Vogelfänger bin ich ja,“ sagen's uns zur Genüge. Ja, lieber Wolfgang Amadeus! Das neuere Geschlecht will deiner vergessen und wirft dich unter das alte Eisen. Du hast zu viel Melodie und süße Weise und zu wenig „Leitmotive,“ zu viel „Können“ und zu wenig „Wollen!“ Unserem aber, der nach des

Tages Last und Hitze erquicket werden und nicht noch einmal arbeiten und „dunkel ringen“ will, wirst du in unverwelklicher Jugendschönheit bleiben. Das habe ich jedesmal gedacht, wenn ich in Salzburg war, und bin in den Jahren darin nicht gescheuter geworden. Laßt doch einem jeden seinen „Meister“ und schert nicht alle Leute und „Geschmäcker“ über einen Topf!

Zum berühmten St. Peterskirchhof zog's mich auch hin, der an einem steilen Felsenabhang friedlich liegt. Die Hallen mit den alten Patriziergeschlechtern und deren gebleichten Schädeln, die hier aufgestapelt sind, der blütenreiche Kirchhof mit der schönen Kapelle in der Mitte und die herrliche Aussicht auf die Stadt und die Berge machen ihn zu einem wunderbaren Stück Stillleben. Man kann darin so schön träumen! Es giebt ja gewisse Kirchhöfe in der Welt, auf denen man den Eindruck hat: „Hier möchtest du auch einmal ruhen,“ und zu denen gehört St. Peter. — Aber wunderbar, hart an die Klosterzellen und an die Kirchhofsmauer stößt — der berühmteste Weinkeller Salzburgs. Zu den Fels gehauen sind die weiten, kühlen Gänge, die den besten, klarsten Tyroler und die Weine Oesterreichs bergen. Unter freiem Himmel oder unter Lauben sitzen die Gäste, und nebendran — der Tod. Ein Bild des Humors, wie der Dresdener Oberhofprediger, den ich herzlich grüße, in seinem herrlichen Büchlein „Humor und Christentum“ sagt: „Soll ich eine Illustration geben zum wahren Humor, so kenne ich kein

schöneres Bild als das dort; jenen vielbesungenen Kirchof von St. Peter, und hart nebendran der auch einer Dichtertzunge würdige Stiftskeller. Hier die ernste Stille des Todes — und dicht daneben die heitere Stätte des Lebens! Das ist das Bild des echten Humors: tiefer Ernst und echte Fröhlichkeit! Wie eben ein befreiter Geist von seiner verklärten Höhe herabschauen mag auf den Moment, wo man auf den kleinen Erdenwinkel seinen Staub hinaus trägt — so sieht auch wahrer Humor durch den Bruch der Gegensätze hindurch von einer erhabenen Weltansicht auf das bunte Spiel des Lebens und auf den Wandel menschlicher Dinge.“

Nun aber endlich in den Postwagen, der nach Gastein fährt! Denn dazumal gab's noch keine Giselabahn, die einen herrlich durch all' die gefährlichen Orte bringt, wo immer die Post „hängen blieb.“ Und doch war es kein ungemütlich Reisen, diese 14—16 Stunden per Post, vorab bei schönem Wetter, und wenn man das Glück hatte, einen guten offenen Beiwagen zu erwischen. Man sah noch von Land und Leuten etwas, und unterwegs spann sich auch mit den Insassen ein Gespräch an, während man jetzt im Coupé den „geehrten Zeitgenossen und Mitmenschen“ am allerliebsten tausend Meilen wegwünscht, um — die Gegend besser sehen zu können. Man hält's auch nicht der Mühe wert, mit einem Fahrgast anzubinden, weiß man doch nicht, wann er aussteigt, wahrscheinlich mitten im Gespräch.

Wie anders, wenn man wußte: „mit dem hast du dasselbe Ziel und wirst vierzehn Stunden mit ihm zusammen sein,“ dann befah man sich den Reisegefallen, und wenn er es wert war, tauschte man mit ihm aus, und manchmal sind Freundschaften fürs Leben im Postwagen geschlossen worden. — Erst ging's nach Hallein, der alten Salzstadt. Einmal habe ich dort die Fahrt ausgesetzt, um hinauf in die Bergwerke zu steigen und in den Schacht einzufahren. Es ist eine grauig schöne Fahrt da hinunter auf den Balken, die fast senkrecht hinuntergehen, und dann in die Stollen und den See, der umglitzert ist von Salzkristallen. Eine wunderbare, unterirdische Welt! Dann hinauf nach Golling mit feinen durch die Salzach ausgespülten Felsen, die man die „Öfen“ nennt, und zum Passe „Lueg.“ Vom Walde dicht umgeben steigt der Paß hinauf; es schieben sich die Berge zusammen, als gäb's keinen Ausweg mehr, dann geht's in die Tiefe hinab. Dort wurde einst im Tyrolerkriege ein harter Kampf gekämpft; noch sieht man die alten Mauern und Schießscharten, mit denen der Paß verteidigt wurde. Treu bis zum letzten Mann fielen alle, der Übermacht weichend. Jetzt fährt man in einem großen Tunnel ahnungslos unter dieser Stätte durch. Da lichtet sich der Blick, und die Burg Hohenwerfen zeigt sich dem entzückten Auge. Auf einem hohen Felsen gelegen, liegt dies Nest, darinnen man auch so manchen streitbaren geistlichen Herrn, wie den Fürstbischof von Salzburg, gefangen

hielt. Aber die Aussicht aus diesem Gefängnis ist freilich so verlockend, daß man gern einmal für ein halbes Jahr sich da oben einsperren ließe. Unten das grüne Thal, und dann heben sich viele tausend Fuß hoch die nackten Steinwände der Raftädter Tauern empor, ein schauerlich erhabener Anblick, namentlich wenn die Abendsonne die roten Felswände trifft. Wie gerne wäre ich da oben geblieben! Aber der Postillon mahnte, und wir mußten weiter. St. Johann im Pongau zeigt uns den ersten des Geschlechts der „Straubinger,“ die das ganze Thal bis nach Gastein beherrschen, und aus deren Händen man nicht kam, bis man beim „König von Gastein,“ dem biederen „Joseph“ Straubinger in Wildbad, landete, dem so ziemlich „alles“ gehörte, was in Gastein niet- und nagelfest war. Der erste war also der St. Johanner, der zweite der in Lent, und einer schaffte den Gast zum andern. Ihre goldene Zeit ist vorbei, und die beiden sind zu ihren Vätern versammelt. Die Gegend war aber dadurch „familienhaft“ geworden, und man nahm den Gruß vom Bruder zum Bruder mit. In Lent beginnt der letzte, steilste Weg, die „Klamm“ hinauf. Das ist ein enger, hoher Paß, den nur vier Pferde erklimmen konnten. Rechts der Berg, unten die schaurige Tiefe, hart am Geländer gähnend der Abgrund, welchen die Ache durchbraust, und dann wieder steile Felswände, ohne Gras und Baum. Der Paß wird so eng, daß die Sonne kaum noch ihren Schein hineinwerfen kann

— es wird dunkel und kalt. Da mit einem Male öffnet sich das Thal — und „die Gastein“ liegt vor uns: ein breites grünes Thal, mit Dörfern und einzelnen Häusern besäet, durchfährt die Post. Gleich am ersten Haus nach dem finstern Klammpaß mahnt die Inschrift an die Pilger- und Fremdlingenschaft des Lebens. Da stand nämlich der Vers längs der großen Front des Hauses, dessen Dach weit vorsprang:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein,  
Beim Zweiten wird es auch so sein;  
Dem Dritten wird es übergeben,  
Und der wird auch nicht ewig leben;  
Der Vierte zieht hinein und aus —  
Nun sag, mein Freund, wem gehört das Haus?

Kaiser Wilhelm ließ gern an diesem Hause halten, und als ich einmal in der Predigt in Gastein dieses Hauses und seines Spruches erwähnte, sagte er mir nachher: „Ja, den Spruch habe ich auch oft gelesen; es ist doch was Schönes, wenn einer mit einem guten Gedanken in sein Haus geht.“ Es fing schon an zu dunkeln, als wir zum letzten „Vorspann“ kamen nach Hofgastein. Das ist so ein kleines „Vorbad,“ das sein Wasser herabgeleitet und abgekühlt von Wildbad Gastein erhält. Einst war's ein verkehrreicher Ort, und die Häuser mit den großen Warenhallen sagen von entchwundener Pracht. Noch mehr aber sagt die Kirche, an der vorn die alten reformatorischen Gegenbilder in Stein gehauen sich finden: die eiserne Schlange

und Christus am Kreuz, dazu die Inschrift nach — lutherischer Bibelübersetzung! Ich werde später noch auf Hofgastein zurückkommen, einen Ort, da nicht bloß die großen Waren- und Bankhäuser standen, die den Verkehr mit Italien vermitteln, sondern wo auch die Perle des gereinigten Evangeliums kluge Kaufleute gefunden hatte. Und jetzt! Auch die letzte Spur verwischt! — Nun noch den letzten Rang am Berg hinauf! Da rauscht es durch die Abendstille von fern her — es ist der prächtige Wasserfall, der durch Wildbad sich stürzt: die Lichter flimmern aus dem Dunkel, die Pferde eilen den letzten Rang hinauf und hinab, und wir sind am Ziel — in Wildbad Gastein!

Am „Straubingerplatz“ landete der Postwagen. Dieses Platzes tiefe Bedeutung sollte mir erst später ganz aufgehen. Trotz der späten Stunde war er doch von Badegästen gefüllt, die zuschauen wollten, wer alles sich aus der dunklen Arche herauswickeln würde. Mich empfing der damalige Bürgermeister des Ortes, dem ich eine Art Steckbrief meiner Person vorausgeschickt hatte. „Hochwürden müssen sich halt noch e bissel weiter heraufbemühen,“ meinte er, und ein handfester Hausknecht ergriff die Laterne und den Koffer und stieg voran den dunklen Abhang hinauf. Da lag denn oben, hoch auf einer Schutzmauer getürmt, die „Bellevue,“ ein Kaffee- und Logierhaus. Die Insassen empfingen mich freundlich — den ersten evangelischen Pfarrer, den sie eigentlich „von nahem“ gesehen hatten. Was ist's

doch um solch einen ersten Eindruck, den man von Menschen empfängt! Ist er nicht immer der richtigste, der tiefste bleibt er doch; es müssen viele Eindrücke kommen, um den ersten zu verwischen. Es liegt etwas Wunderbares in diesem ersten Wirken des Menschen auf Menschen, das ungefucht und ungewollt seinen Einfluß übt. Im Augenblicke des ersten Begegnens wirkt der Mensch, so denke ich, central — d. h. auf den ganzen Menschen mit seinem ganzen Menschen — später mit einigen Seiten seines Wesens, aber nie wieder so wie beim ersten Male. — Nun, ich denke, es ist bei mir damals nicht ganz übel abgelaufen, und ich bin mit einem blauen Auge davon gekommen; alle Hausgenossen haben mit Liebe seit jenem Abend an mir gehangen, die fast zwanzig Jahre hindurch, und meiner gepflegt.

Es war ein wundervolles Zimmer, das ich bezog. Seine beiden Fenster schauten hinab ins Thal, in die zur Nacht erleuchteten Häuser, die zum Teil an den Bergen hingen wie Schwalbennester. Das Rauschen des Wasserfalls tönte herauf, fast allzu mächtig, so daß es mit dem Einschlafen nicht gerade brillant ging. Am Morgen zeigte sich erst die ganze Herrlichkeit der Behausung. An der Wohnung liegt doch vieles, und ich habe immer an das Wort des alten Bunsen gedacht, das er seinem nachmals berühmten Sohne auf die Reise mitgab: „Wohne über deinem Stande, kleide dich nach deinem Stande und iß — unter deinem

Stande.“ — Eine schlechte Wohnung kann einem den ganzen Aufenthalt verleiden, das schlechte Essen kränkt einen etwas erhabeneren Geist wenig. Mein Zimmer war durch eine Mauer vom Nachbar getrennt, und das ist auch was wert; denn es ist nicht angenehm, bei Tag ein unfreiwilliger Zeuge von Gesprächen zu sein und des Nachts den Hochgenuß eines schnarchenden Nachbars zu haben. —

Der Morgen war leider recht trübe. Es regnete, aber nicht, wie bei uns zu Lande in der Ebene, so sachte weg — nein, es goß nur so; man hatte den Regen aus der frischesten Quelle bezogen, die ganze Wolke lag im Thal. Ein kräftiger Gebirgsregen, der seine vierzehn Tage dauert, hat für den Sommerfrischler etwas Bedrückendes; vom Sehen ist keine Rede, die ganze Gegend ist wie ein Theater, bei welchem der eiserne Vorhang heruntergelassen ist. Man kann wohl allerlei Herrliches ahnen, aber es wird nichts „verzapft.“ Daneben wird's auch schmählich kalt, so 4000 Fuß hoch über der Ebene. Das alles wäre aber noch gegangen, hätte nicht am folgenden Tage, dem Sonntage, die Kircheinweihung vor sich gehen sollen, die ich im Namen Kaiser Wilhelms vollziehen sollte. Der Trost war nicht groß, als mir mein Hauswirt sagte, das es schon drei Wochen lang so geregnet habe, und daß auf morgen ein „Bittgang“ vom Herrn Pfarrer befohlen sei, um unseren Herrgott zu bewegen, einmal die Sonne wieder scheinen zu lassen, dieweil alles verderbe. Ich

ging hinab aufs Bürgermeister-Amt, zu beraten, wie wir's halten wollten, ob zuerst in der „Wandelbahn“ ein kurzer Gottesdienst gehalten werden solle. Früher war nämlich in der „Wandelbahn,“ einem „Institute fürchtbarsten Ranges erster Klasse,“ Gottesdienst gehalten worden. Man denke sich einen großen, schmalen Kasten von beiden Seiten umglast, etwa dreihundert Schritte lang, der sich längs des Abhanges, die ganze Gegend verderbend, hinzieht, von einer erstickend heißen Luft gefüllt, in welchem hunderte von Menschen sich spazierend bewegen oder spielend an Tischen sitzen — der einzige Zufluchtsort aller derer, die keinen Ofen haben, der übrigens eine Seltenheit damals in den Zimmern war, sowie für alle die Menschen, die keinen Familienanschluß fanden. Hier wurde musiziert, getanzt und auch gelegentlich „Gottesdienst für die Evangelischen“ gehalten, also der „Tempel,“ wie man gerne in Oesterreich die evangelischen Kirchen mitsammt den Judensynagogen zusammen nennt, während der Name „Kirche“ allein für die rechtgläubige römische reserviert bleibt. Es war doch nachgerade den Leuten aufs Herz gefallen, daß an eben der Stelle, wo Tags zuvor getanzt worden, Gottesdienst gehalten werden mußte. Wiewohl ja nicht der Ort die Feier, sondern die Feier den Ort heiligt — so sind wir eben doch Menschen, die sich nicht so leicht von den Eindrücken losmachen können, die an der Scholle haften, auf der wir stehen. Es lag eine gewisse Armut, wenn nicht Schmach, auf diesen „Wandelbahn = Gottesdiensten.“

Nun fragte es sich, ob wir uns bei diesem strömenden Regen nicht erst dort versammeln und die „üblichen“ Abschiedsreden halten sollten, dieweil unter lauter aufgespannten Regenschirmen die Andacht nicht gerade erster Qualität sein werde. Ich machte dann mit dem Bürgermeister, der im Namen des Königl. preussischen Hausministeriums mir die Schlüssel der Kirche überreichen sollte, aus, daß, wenn es so am Regnen bleibe, die Feier in der „Wandelbahn“ gehalten werden sollte. — Ich hatte aber im Stillen meine Gedanken, ob nicht der liebe Gott dem alten Kaiser zu lieb das berühmte Kaiserwetter am Himmel heraufführen wolle, und that im Geist einen Bittgang in stiller Nacht. Der Morgen brach an und — was für ein Morgen! Ich werde seiner nie vergessen. Keine Wolke am Himmel, im tiefsten Blau erglänzend, spannte er sich über das Thal hin! Ringsumher sah ich die Schneehäupter, die gestern noch völlig verhüllt in der Nebelkappe lagen: entblößt, feierlich, als wollten sie die kleine Kapelle begrüßen. Bis tief herab ging der Schnee nach dem langen Regen; es war frisch und kalt, aber so sauber gebadet und gepugt alles, wie's zum Sabbath sich schickt. Unsere gut katholische Hausmagd konnte sich doch des tiefen Eindruckes nicht erwehren, als hielt unser Herrgott es im Geheimen mit den „Evangelischen.“ Sie sagte: „Dees is schon merkwürdig, Hochwürden, daß Sie zu Ihrer Kirchweih so a scheenen Sonnenschein haben! Bei uns haben's oan Bittgang heit machen wollen, und bei



Ihnen is kommen ohne oan Bittgang.“ Auch mir war der Sonnenschein ein Gruß aus der Höhe zu unserm Werk und wie ein Gruß des fernen Kaiserlichen Herrn für sein Kirchlein.

So konnte denn die Feier in der Kapelle selbst sein. Stelle dir, geneigter Leser, eine Kapelle vor, im frühgotischen Stile erbaut, an den Abhang des Berges gelehnt, der, mit Fichten und Tannen reich bewachsen, hinabblickt ins tiefe, grüne Thal und hinauf zu den schneebedeckten Häuptern des Gamskarfogels, Graufogels und Anfogels, so hast du unsere Kirche. Eine breite Steintreppe führt von beiden Seiten hinauf zu einem Podium, von dem aus man in die Kapelle tritt. Kaum kann man sich eine schönere Lage denken; die ganze Umgebung ist schon eine stille, ergreifende Predigt, und wer diese nicht versteht, wird auch von der, die er drinnen vernimmt, nicht viel haben. Wer kein Auge hat für Gottes Herrlichkeit im Vorhof der Natur, wird auch kein Ohr haben für sein Wort im Heiligtum.

Die Gemeinde, aus Badegästen aller Zonen und Konfessionen bestehend, hatte sich vor der verschlossenen Thür versammelt. Der Bürgermeister, als Delegierter des Hausministeriums, las die Urkunde über die Übergabe und reichte mir einen kunstvoll gearbeiteten Schlüssel, ein Meisterstück der Schmiedekunst. Ich öffnete. Als wir hereintraten, empfing uns ein wunderbarer, harziger Duft, der all' den Tannenbäumen und Reisern entquoll, die in reicher Fülle alle Winkel der Kirche

schmückten. Über dem Chorbogen, in welchem die Inschrift leuchtete: „Halte, was Du hast, daß Dir niemand Deine Krone nehme“ — zog sich ein dichter Kranz von Alpenrosen, und das kleine Chorfenster war mit einem herrlichen Kranz von Edelweiß umrahmt. Ja, so ziemte es sich für die Wald- und Alpenkirche, auf deren Altare die herrlichsten Alpenblumen dufteten. Ich intonierte ohne Orgel: „Dheil'ger Geist, fehr' bei uns ein,“ was trotz der Verschiedenheit der Zungen erträglich klang. Dann weichte ich Altar, Kanzel, Orgel und Glocke. Die Orgel, in Salzburg erbaut, fiel mit „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ ein, und dazu tönte das silberhelle Glöcklein — zum ersten Male wieder seit 140 Jahren von einer evangelischen Kapelle herab. Ich hielt die Liturgie. Die Katholiken knieten beim Credo, die anderen sprachen es laut mit. Der Predigt, der ich das Wort zu Grunde gelegt: „Herr, hier ist gut sein, da laßt uns Hütten bauen,“ lauschte andächtig die Versammlung. War es doch für viele das erste Mal, daß sie einem evangelischen Gottesdienst beiwohnten. Es giebt eine eigenartige Stille, die manchmal durch eine Versammlung gehen kann, von der jeder wunderbar ergriffen wird. Sie ist vielleicht die tiefste, innerste Feier. So war es hier. Ich habe dergleichen nicht wieder so erlebt.

Meinen „Schulleiter,“ der noch nie einen evangelischen Choral gespielt, muß ich loben, da er sich alle

Mühe gab, nicht in seinen römischen Takt zu verfallen. Beim Einstudieren ging das nämlich zuerst im Schnellzug und im Walzertakt. Mit zwei Chorälen mußte ich zufrieden sein fürs erste; Hülfe sollte mir später noch werden. Die protestantische Misere unserer verschiedenen Lesarten und Melodie kam recht zu Tage — da sang jedes „mündige Gemeindeglied“ wild seinen Stil. Ich mußte also sehen, daß ich mir einen Chor bildete als festen Bestandteil und Leiter des Gesanges. So bat ich denn am Schluß des Gottesdienstes alle stimmfähigen Mitglieder, sich am Abend in der Kapelle einzufinden, um singen zu lernen. Denn den Kaiser, der am nächsten Sonntag eintreffen wollte, konnten wir nicht mit solchem Gesang empfangen. — So verlief der erste Weihetag. Als wir um 12 Uhr aus der Kapelle traten, lachte der hellste Sonnenschein über dem tief herab verschneiten Thal. Unbekannte Menschen drückten mir innig die Hand, als kannten sie mich schon längst, und Leute, die sich bisher stumm an der Wirtstafel gegenüber geseßen, fingen an, mit einander zu reden. Ein gemeinsames Band hatte sich um die Gäste geschlungen, eine andere, lebenswarme Quelle hatte sichtlich ihr Herz durchströmt. —

Mein Chor hätte sich nicht besser zusammenfinden können. Ein musikalischer General erbot sich, das Oberkommando zu übernehmen über die sehr gemischte Truppe. Unsere Hauptstütze waren eine deutsche Gräfin und zwei Russinnen, die beiden letzten der griechischen.

Kirche angehörnd; die eine eine vornehme Dame in den besten Jahren, aber das Haupt dennoch mit schneeweißem Haar bedeckt, die andere ihre „Milchschwester,“ d. h. die Tochter ihrer Amme, die von Jugend auf ihre Gefährtin war, Dienerin und Freundin, ihre „Maschinka!“ Gräfin Clara, die Deutsche, erlernte schnell das Orgelspiel und sang auch einen guten Alt. Endlich entwickelte sich auch ein mäßiger Tenor aus einem ostpreußischen Gutsbesitzer heraus, der nur leider keine Bassnoten lesen konnte (vorerst mußte alles nämlich noch aus den Partituren gesungen werden). Ich mußte fürs erste den Bass übernehmen und die Noten für den Tenoristen umschreiben. So war für das Quartett gesorgt. Wir übten einen Psalm, dann die Liturgie und einige Choräle. So konnten wir siegesfroh den Kaiser erwarten. —

Und er kam. Ich hatte sofort meinen Bericht über die Einweihung nach Ems geschickt und darin gesagt, „daß Majestät uns diesmal zur Einweihung der Kapelle sein ‚Kaiserwetter‘ wohlverpact gesandt,“ was ihn sehr amüsierte. Nun war ganz Gastein auf den Beinen, um ihm einen würdigen Empfang zu bereiten. War es doch das erste Mal, daß König Wilhelm als Kaiser nach Gastein kam, das erste Mal nach dem Feldzuge 1870/71. Die Ehrenpforten wurden gebaut und mit den österreichischen und deutschen Fahnen aller Staaten geschmückt. Was nur aufzutreiben war an Alpenblumen, wurde zum Schmuck verwandt. Auf

dem Straubingerplatz hatte sich alles zusammengefunden, was zur Badegesellschaft gehörte, die wahre „Gesellschaft“ aber schaute von der Freitreppe auf die erstere herab. Sie bestand aus alten Excellenzen, Ministern, Generalen, Herren und Damen. Schon um 2 Uhr war alles bedenklich gefüllt. Endlich gegen 4 Uhr kam die Nachricht, daß der Kaiser in Sicht sei. Die Kurfapelle, die aus neun Personen bestand, rüstete sich an ihrem Tisch zum „Heil Dir im Siegerkranz.“ Ich hatte meinen Küster an die Kapelle gestellt, daß er das Glöcklein läute bei der Einfahrt. Der Kaiser hatte hoch aufgeschaut nach diesem Glöcklein seiner eigenen Kirche. „Es war ein lieber, erster Gruß,“ sagte er, „den mir die Kapelle gebracht.“ Hiervon später. Der Weg machte einen Bogen, so daß man den ganzen Zug von weitem sehen konnte. Ja, da saß denn hoch auf dem vierspännigen Wagenbock der Postmeister, in scharlachrotem, schwarz- und goldverbrämtem Wams, etwa dem Samiel im „Freischütz“ gleichend mit seinem schwarzen Hut und seinen Federn. Die Pferde liefen im schärfsten Trabe kunstvoll vor dem Postmeister, der es sich nicht nehmen ließ, den Kaiserlichen Herrn selbst zu fahren. Endlich war die Brücke passiert, ein vielhundertstimmiges Hurrah ertönte — und holdselig, wie immer, grüßte der greise Held nach rechts und links mit seinem grauen Cylinder und im schwarzen Sommeranzug. Er stieg frisch die hohen Treppen, den Bekannten die Hand schüttelnd, hinauf und trat dann,

in seinem Zimmer angekommen, auf dem Balkon, die Menge zu grüßen. Die Musik that ihr bestes, das ganze Volk sang — der Kaiser war in Gastein!

Kaiser Wilhelm gab Gastein gleich ein anderes Gepräge. Nicht etwa, daß nun ein vornehmes, steifes Wesen sich aufgethan — nein, es verlor nichts von seinem Zauber; aber jeder fühlte sich „geehrt,“ wenn in der nächsten Badeliste auf einem Separatbogen gedruckt Kaiser Wilhelm mit seinem Gefolge erschien, und er also auch mitzählte unter anderen Sterblichen. Jene Badeliste beförderte eine Menge der Herren auf eigene Faust zur Excellenz oder zu geheimen Räten, die sonst in Civilverhältnissen noch nicht den Rang der Räte dritter Klasse erschwungen hatten. „Lieber a bissel drüber tituliert, als drunter,“ meinte ein ortsfundiger Mann. Nur die Preise gingen in der Kaiserzeit enorm in die Höhe, und die Gasteiner mußten Kapital zu schlagen aus ihrem hohen Gaste. Das Badeschloß, ein altes fürstbischöfliches Eigentum, war verpachtet an einen Wirt, der es wiederum seinerseits verwertete. Unten befand sich die Wirtschafft; der Kaiser konnte gemüthlich auf die unten im Freien speisenden Gäste herabblicken; die Fenster gingen auf den Straubingerplatz hinaus. Dieser früher erwähnte Platz ist das Rendezvous, die Börse, das Lesekabinett für die Briefempfänger, das Musikzimmer Gasteins. Hier sind auch die freien Zimmer am schwarzen Brett angehängt. Zugleich ist der Ort wegen seiner Feuchtigkei-

und seines Zuges der günstigste Rheumatismusfang der Welt, ein wahrer Forellenteich für die angelnden Doktoren; denn wer nicht krank war, der holte sich da beim Lauschen der „Neuntöter,“ d. h. der neun Mann starken Musik, sicher eine Krankheit. Diesen Platz passierte alle Tage etwa um  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr der Kaiser, in den ersten Jahren immer zu Fuß, später zu Wagen bis zu der Stelle, wo überhaupt kein Wagen mehr geht. Da wollten denn viele beim „lever du roi“ zugegen sein, und wenn er morgens im grauen oder schwarzen Cylinder mit leicht geröteten Wangen so elastisch die Treppe herabstieg und freundlich grüßte, nahm er schon aller Herzen ein. Alte Bekannte trafen meist zu derselben Zeit auch da oben ein, begrüßten und beglückwünschten sich gegenseitig, daß sie sich noch hier einmal begegneten. Dann waren es auch alte, zur Disposition gestellte Herren vom Militär und Zivil, an die sich schnell wieder das Gedächtnis des Kaisers gewöhnte. Das Gedächtnis des Kaiserlichen Herrn war ja überhaupt geradezu aus Wunderbare streifend. Wie wußte er die Leute zu erinnern wie und wo er sie gesehen. Es war eben nicht blos ein Gedächtnis des Kopfes, das leicht aussetzt, es war ein Gedächtnis des Herzens, das nie täuscht. Wer im Herzen des Kaisers stand, der war aufgehoben in seltener Treue. Wer darum in der Badeliste sich fand und von früheren Tagen her geschätzt und gekannt war, fand sich auch bald bei der Tafel ein. Diese letzte war in dem Eckzimmer des Hauses gedeckt, etwa sechzehn Personen

fassend; waren es mehr, dann ging schon eine Beengung vor sich. Darum war die Zahl der Gäste beschränkt, weil die Begleitung, die alle Tage mitspesite, schon einen großen Teil der Tafel besetzte. Gewöhnlich wurde um 4 Uhr getafelt, um dann noch Zeit zu einer Spazierfahrt zu haben. Das Diner war vortrefflich bereitet, aus etwa fünf Gängen bestehend — der berühmte Hummer fehlte fast nie, noch die berühmte Mehlspeise, die eben nur Frau Weißmaier als „Kaiserpudding“ so fabrizieren konnte. Die Weine kamen in großen Fougons mit an und stammten aus dem Berliner Keller. Der Kaffee wurde dann im Empfangsalon serviert.

Einst war ich auf 4 Uhr zur Tafel befohlen, und da passierte mir eine hübsche Geschichte. Mein Tag begann schon des Morgens um 6 Uhr, wo man durch den biedereren Hausknecht, der sich in einen „Bademeister“ zeitweilig verwandelt hatte, aus dem Bette „gegrauelt“ wurde. Da war's denn nach dem Frühstück von 7 Uhr morgens bei der kräftigsten Verglufst nicht auszuhalten mit dem Appetit bis nachmittags. Also ging ich zu Joseph Straubinger, unten im Gelaß eine solide Suppe zu essen. Das hatte der Kaiser bemerkt. Als ich antrat, lächelte er und sagte: „Ei, Frommel, Sie haben schon bei Straubinger diniert — Sie dachten wohl, bei mir giebt's nicht viel!“ Ich faßte mich schnell — wußte ich doch, daß er von seinem Fenster aus alles sehen konnte, was bei Straubinger passierte, und daß kein Leugnen half. — „Ja wohl, Majestät,“ sagte

ich. „Sehen Sie, unsere selige Mutter, die hielt es immer so, daß, wenn wir als Kinder zu vornehmen Leuten eingeladen waren zu Tisch, dann mußten wir so zwei Stunden vorher drei dicke Butterbröte hinunter würgen als solides Pflaster, damit wir dann recht hübsch anständig uns benähmen und nicht zu viel äßen. Dann hieß es jedesmal, die bescheidensten Zungen sind doch immer die des Galerie-Direktors.“ Da lachte der Kaiser und sagte: „Sehr gut, Sie haben doch eine kluge Frau Mutter gehabt.“ Auch sonst erfuhr er alles, wiewohl kein „Moniteur de Gastein“ erschien; aber die Excellenz von Lauer, der Leibarzt, der ein vortreffliches Erzählertalent und den Kopf voll prächtiger Citate hatte, erzählte während des Bades sämtliche Gasteiner Neuigkeiten. So war im August einmal der Geburtstag des Kaisers von Oesterreich herangenahet. Ihm zu Ehren sollte in der kleinen Dorfkirche — die neue war noch nicht erbaut — ein Te Deum von Haydn aufgeführt werden, mit Begleitung des Kurorchesters, der Orgel und mit einem Chor aus den Honoratioren und Eingeborenen des Thales. Alles war richtig einstudiert. Die Vaszarie — die Hauptsache mit dem „Salvum fac regem“ — war in den Händen des Feldsichers des Ortes, der Inhaber eines kräftigen Basses war. Da wurde derselbe hoch hinauf in die Tauern gerufen, einem Manne das Bein, das er sich gebrochen, einzurichten, und konnte darum nicht mehr zu rechter Zeit zurück sein. Da war denn die Not groß. In Hast

kam der Kantor zu mir, mir sein Leid zu klagen: „Dös ganz Stück is verhunzt, wann die Arie fehlt,“ meinte er. Ich sah ihn fragend an: „Nun und wie helfen?“ „Ach!“ sagte er, „Hochwürden, wenn Sie so gut wären und thäten dös singe für unsern Kaisa.“ „Ja freilich,“ sagte ich, „das will ich schon thun. Gebt's a mal die Noten her.“ Es war bald einstudiert — ich bat, mich nur in den Sängershintergrund zu stellen, und die Arie ging mit obligatem Violoncell vortrefflich von statten. — Nachmittags war Diner zu Ehren des Kaisers, zu welchem ich geladen war. Da kam sofort der Kaiser auf mich zu und sagte: „Na, Sie haben ja heute in der Kirche so schön gesungen!“ „Ja, das ist wahr,“ sagte ich, „besonders schön war's zwar nicht, aber passabel. Aber ich dachte, wenn der Kaiser von Osterreich uns da oben gestattet, evangelischen Gottesdienst zu halten, so dürfen wir auch an seinem Geburtstag für ihn beten und singen.“ — Ich erzählte, wie's gekommen war, und wie ich als Sebaldus Notanker dem Kantor aus dem Wasser geholfen. „Ja, das ist sehr recht von Ihnen — ich habe aber gar nicht gewußt, daß ich solch einen musikalischen Hofprediger habe.“ — Wer's dem Kaiser gesagt, weiß ich nicht. Ich denke, es war der Fürst Rohan, der in der Kirche aufgeschaut, und dem doch die Stimme nicht gerade „feldschemäßig“ geklungen — und dann auf mich zugekommen war mit den Worten: „Ich danke Ihnen als Osterreichler und dann als katholischer

Christ und als Mensch, daß's so schön bei uns g'ungen hab'n." Ich mußte lachen, namentlich über die schön aufsteigende Dreiteilung.

Der Tag des Kaisers war in Gastein ebenso regelmäßig ausgefüllt wie in Berlin. Die Arbeit war auch dort die Würze der Erholung: nulla dies sine linea — galt auch hier. Morgens früh auf — dann das Bad — und nach kurzer Ruhe der Spaziergang auf dem berühmten „Kaiserweg.“ Das war früher ein kleiner, kaum zehn Minuten weiter, ebener Weg; der einzige, den man in Gastein gehen konnte. Denn alles steigt gleich in die Höhe — herauf oder herunter! aber Ebenen giebt's nicht. Es hat lange Jahre gedauert und allerhand Guerillakrieg unter den Gasteiner Lokalpatrioten gegeben, bis endlich der Weg in seiner ganzen Länge durchgeführt wurde. Früher war er durch Almen getrennt, deren jede ihren Schlagbaum hatte, wegen des weidenden Viehes. Die Schlagbäume mußten jedesmal geöffnet werden, ehe der hohe Herr passieren konnte. Da war denn einmal ein frischer, achtjähriger, ostpreussischer Junge mit seinen Eltern in Gastein. Dieser ließ es sich nicht nehmen, alle Morgen aufzupassen und vorausspringend die Schlagbäume zu öffnen. Als der letzte Tag für den Kaiser kam, rief er den munteren Jungen und sagte: „Nun, mein Junge, du hast mir so treulich alle Tage geholfen, erbitte dir mal etwas von mir.“ Da stemmte der Junge seine Arme in beide Seiten und sagte mit offenem, herzhaftem

Geficht: „Na, Majestät, wenn ich denn doch etwas wünschen darf, dann wissen Sie was: dann geben Sie mir Ihre Photographie und schreiben hübsch Ihren Namen darunter.“ Der Kaiser lachte übers ganze Antlitz über den Jungen; nachmittags hatte er die Photographie, die steckte er vorn in den Sammetkittel oben hinein, daß sie gerade auf das Herz zu liegen kam und verwahrte sie wie einen Schatz. — Auf dem Kaiserwege konnten auch Leute sich vorstellen lassen, weil es da am besten und freiesten ging und keine Zeit raubte. So nahm ich auch einmal einen würdigen Amtsbruder mit, der sich für eine Gabe bedanken wollte. Ich hatte freilich meine liebe Not mit ihm; denn der würdige geistliche Herr, der noch mit keinem gekrönten Haupte je gesprochen, titulierte den Kaiser beharrlich mit „Ia wohl, Euer Excellenz,“ wiewohl ich ihn hinten am Frack zupfte und ihm die „Majestät“ ins Ohr raunte. Aber er versiel immer wieder in seinen alten Stil. Der Kaiser drehte nur lächelnd am Schnurrbart und winkte mir mit der Hand, ich solle ihn nur ruhig reden lassen. So dachte ich denn wie jener General, der seinem Major bei einem Manöver einst den Auftrag erteilt hatte, zu einem Truppenteil zu reiten, und der zu dem falschen geritten und nicht mehr einzuholen war: „Reiten Sie, Herr Major, reiten Sie!“ Ein andermal hatten zwei vornehme Damen, eine Fürstin und ein Freifräulein, den Scherz gemacht, sich in Gasteiner Mädchentracht zu kleiden und dem Kaiser

Sträuße auf dem Kaiserweg zu überreichen. Sie machten einen ungeschickten Bauernknix, als sie den Kaiser kommen sahen. Der Kaiser sagte zu dem Adjutanten: „Geben Sie jeder ein paar Gulden,“ und eben als sie das Geld erhalten sollten, erkannte sie der Kaiser und küßte beiden lachend und ritterlich die Hand. Freilich war auch der Kaiserweg, namentlich in den letzten Jahren, belagert von vielen Damen, denen man den Spottnamen „Kaiserjäger“ (nach einem österreichischen Regiment) gab. — Dann kam die Arbeit, die vortragenden Herren des Militär- und Civikabinetts, die der Kaiser stehend und mit stets gleichbleibender Geduld und Aufmerksamkeit anhörte. Dann wurde da und dort ein Besuch gemacht. Wie treu war doch sein Gedächtnis. Er wußte z. B., daß eine Offizierswitwe, deren Mann am Tage von Mars-la-Tour gefallen, in Gastein wäre. Sie wohnte drei Treppen hoch. Aber — am Sterbetage stieg, mit einem Strauß von Alpenrosen und Edelweiß in der Hand, der greise Herr die Treppen hinauf, um der Witwe des Gefallenen zu gedenken. Wer in seinem Herzen stand, den vergaß er nie. — Der Kaiser trug in Gastein einen Civilanzug, schwarzen Frack und weiße Weste und hellgraue Beinkleider, das kleidete ihn außerordentlich gut, er sah viel jugendlicher darin aus, als im Generalsrocke. Nach der Tafel stand der Wagen bereit zur Ausfahrt, bald nach Böckstein das Thal entlang, einem Lieblingsweg des Kaisers, oder zur „schwarzen Lise“ hin, wo die

Herrn des Gefolges regelmäßig kugelten. Ja, die schwarze Eise! Wenn sie nur schwarz gewesen wäre! Das Wirtshaus muß freilich mal in alten Zeiten solch eine Bergschönheit besessen haben. Der Name ist geblieben, aber die jetzige schwarze Eisel ist zwar von keinem rosigen Teint mehr, sondern alt und über die Jahre der Schönheit hinaus, aber nicht schwarz. Sie verstand den hohen Herrn zu ehren und bekam von ihm eine Photographie mit Unterschrift; ein Glas, aus dem der hochselige Herr getrunken, hebt sie andachtsvoll auf. Böse Zungen behaupten zwar, sie hätte es schon sechsmal an Engländer verkauft — aber jedesmal das — unechte! Das Schönste an der Regelbahn war nicht die Bahn, denn diese ging bergab und bergauf, sondern die herrliche Aussicht und der Kaffee der schwarzen Eisel. Da schaute der Kaiser oft halbe Stunden lang zu, wie ein „Fudel“ nach dem andern kunstgerecht geworfen wurde. Dann ging's nach Hause beim Sinken der Sonne, denn dann wurde es bitter kühl da oben. — Oft war in dem Hause der Gräfin Lehndorff, der „Solitude,“ Abendgesellschaft mit allerlei Spiel und Unterhaltung. Wer irgendwie unter der Badegesellschaft von Stande war und den Eindruck machte, einen Schimmer von dramatischer Ader in sich fließen zu haben, wurde herbeigeholt und von der Frau Gräfin einstudiert. Namentlich ein „Attaché“ in Wien oder München wurde hercitiert und zum Schauspieler gemacht. Es ist ja manchmal der Fall,

daß Diplomaten und Schauspieler nicht weit zu einander haben!

Für den Kaiser war es immerhin eine Erfrischung und Ausfüllung des Abends, der in Gastein, wie im Hochgebirge überhaupt, früher hereinbricht, als unten in der Ebene. — Ich saß am Abend derweilen in der Bellevue im Glaspavillon und freundete mich mit den verschiedenen Insassen an. Nach und nach wurden wir eine Familie, die sich regelmäßig zusammenfand: aus den naheliegenden Häusern und Pensionen kamen auch andere. Wenn man nur immer einen Generalnennenner fände zu den Bruchteilen solcher zusammengewürfelten Gesellschaft! So wurde denn versucht, jeden zum Erzählen irgend eines Erlebnisses seines Lebens aufzufordern. Zuerst wußte keiner etwas, schließlich aber fing es leicht zu tröpfeln an, und zuletzt rauschte es von Geschichten, daß der Mond schon über den Gamskarkogel herunter geschlichen kam und an das „unfurgemäße“ lange Sitzen bis in die Nacht warnend mahnte. Es kamen eben auch allerhand Leute da hinauf, die nicht hingehörten. Aufgeregte Menschen, die man zur „Nervenberuhigung“ nach Gastein geschickt, was aber gerade ein anregendes Bad ist für alte Leute mit alten Bresten. Für diese ist es ein wahrhafter Jungbrunnen gewesen, während es für andere das Mittel zum schönsten Schlagfluß war. Der Kirchhof von Gastein, so herrlich gelegen, wie nur einer in der Welt, mit dem alten Kirchlein aus dem

13. Jahrhundert (seinem herrlichen Kreuzgeflecht nach zu schließen) ist ein recht internationaler Boden. Da liegen sie aus aller Herren Länder, die hier vielleicht nach stürmischer Fahrt gelandet sind, friedlich, die sich bekämpft im Leben, geeint, die getrennt waren in Konfessionen. An einem Abend spannte sich nach einem schweren Gewitter ein herrlicher Regenbogen über den Abgrund des Thales, von der römischen Kirche bis hinüber zur evangelischen Kapelle, mit seinen Enden beide berührend. Ein römischer, fremder Priester predigte am Sonntag darauf und nahm das Bild des Bogens, der sich über dem trennenden Abgrund spannt, als Symbol der Eintracht und des Friedens. Ich hätte ihn beneiden mögen um den schönen Gedanken, der keineswegs „kanonisch“ war.

In den letzten zwanzig Jahren hat sich Gastein gewaltig verändert, ob zu seinem Vorteil, will ich nicht behaupten. War doch gerade das „Weltverlorene“ an dem Bade das beste. Nicht jeder konnte hinauf, und es brauchte auch nicht jeder hinauf, der heutzutage meint, es ohne eine Badereise nicht aushalten zu können. Seitdem aber die gewiß an sich herrliche Giselabahn nahe vorbeifährt — wenigstens auf 4 Wegstunden weit — und man nicht mehr seine vierzehn Stunden im k. k. Postwagen sitzt, ist Gastein auch ein Touristenaufenthalt geworden, und das ist der Tod aller Gemütlichkeit. Früher war Gastein ein Bad der Alten, die hier wieder Jugendkraft schöpfen wollten,

und für diese war es gleich dem alten Wein, den man die Milch der Alten und das Gift der Jungen nennt. Nun kommt eine Menge Volks, die den Luxus auch da oben schon will und meint, ohne Barockspiegel und rotsammetne Kanapees nicht leben zu können. Und man hat ihnen den Gefallen gethan und große „Logierhäuser“ gebaut, die das Thal schänden und ihm seinen Charakter nehmen. Schließlich ist auch der alte Straubinger, der sich mannhaft gegen die Neuerungen gewehrt hat, der Gewalt gewichen und hat seinen Saal mit Stuccatur und imitiertem Marmor versehen lassen und — das alles in einer Alpengegend! Auch der gemeinschaftliche Tisch hat aufgehört, jeder erobert sich sein Tischchen, und jeder sieht, wo er bleibt. Der ursprüngliche familienhafte Zusammenhang ist zerstört. Früher aß der weniger bemittelte Gast um 1 Uhr für 1,50 fl. seinen Mittagstisch mit Gleichgejintten und Gleichgestellten, und um 3 Uhr „speiste“ der hohe Adel und la haute finance für 3 fl. Das war der einzige Unterschied. Dazumal konnte man auch noch was Gemeinsames wagen. So war eines Tages ein Stadel (Heuschober) abgebrannt, der einer armen Witwe gehörte im Thal. Die that denn einen Notschrei und erhob ein Jammergeheul hinauf „ins Bad,“ daß beschlossen wurde, ihr zu Lieb und Nutz ein „Wohlthätigkeitskonzert“ in Szene zu setzen. Die Leitung des Ganzen wurde einem Komitee von drei Personen anvertraut, unter denen ich zu sein die Ehre

hatte. Wir engagierten die „neun Musen“ (die neun Musiker des Badeorchesters); dieselben bildeten mit der „Freischütz = Overture“ den ersten Quaderstein zum Aufbau des Ganzen, die pièce de résistance. Sodann fand sich ein „ehemaliger Tenor“ ein, der behauptete, noch eine ziemliche Höhe zu besitzen; ein „Großindustrieller“ aus Wien blies auf der Flöte, und ein „Naturkünstler“ auf der Querpfeife, aus dem Steierland, meldete sich. Dann waren noch einige „vortragende Käte“ bereit zu Deklamationen, und eine Virtuosa auf dem Klavier aus Sachsen krönte das Ganze. Also ganz ansehnliche Kräfte! Der Eintritt war auf „zwei Gulden Münz“ festgesetzt, ohne der bekannten oder unbekanntenen Wohlthätigkeit Schranken zu setzen. Der Tag war heiter, der Abend kühl — die Overture mit dem berühmten Unifono begann. Dann sauste der „Allegro con fuoco“, daß kein Instrument das andere mehr einholen konnte, und eben so gut „Rühows wilde, verwegene Jagd“ auf dem Zettel hätte stehen können. Das gab ein fröhliches Lachen. Als dann der „verblüthene“ Tenor, auf den Fußspitzen sich wiegend sang: „O wär ich doch des Mondes Licht,“ und der bereits bedenkliche Mondschein auf dem Haupte des Sängers beim Antrittskompliment den schon längst erfüllten Wunsch allzu deutlich zeigte — da steigerte sich das Wohlbehagen der Zuhörer. Dreimaliger Applaus lohnte ihn. Dann kam der Großindustrielle mit seiner eingelegten Flöte und mit den vielen

blitzenden Ringen an den Händen und spielte sein Thema con variationi. Das Thema ging noch an, die Variationen wurden immer schwieriger in presto staccato! Leider war der Wohlthätigkeitsvirtuose ein Asthmaticus, und zwischen den Tönen seiner Flöte pfiff der Wind aus seiner geängstigten Brust. Auch er wurde mit Beifall belohnt. Dann kam der Deklamator mit einem unsagbaren Gedicht, alles im falschen Pathos vorgetragen. Der biedere Steierer mit seinen schlichten Weisen und die sächsische Virtuosa rissen aber doch schließlich das Konzert heraus. Es wurde reichlich gesteuert, und jeder hätte gleich noch einmal den Beutel aufgethan, wenn er noch einmal so hätte lachen können. — Lange noch wurde von diesem Familienkonzerte gesprochen. So etwas wäre heutzutage nicht mehr möglich. So feierten wir auch einmal den Sedantag und luden die Österreicher dazu. Es war im Badeschlosse. Wir hatten die besten Redner: den ehrwürdigen Oberbürgermeister Dr. Koch aus Leipzig und den ehemaligen Reichsminister Duckwitz aus Bremen, zwei Leute aus alten Tagen, die in jugendfrischer Begeisterung für Kaiser und Reich eintraten. Als ein Redner auf die „Damen“ redete, wurde er so von Rührung übermannt, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Mitleidig wurde ihm beigeprungen, und noch rechtzeitig rettete ihn einer aus der Thränenflut. Solch Fest wäre auch nicht mehr angängig.

Auch das „Badeschloß“ war damals noch kein Hotel, es wohnten aber andere Kurgäste noch mit dem Kaiser zugleich in demselben. Das war auch die Ursache zu der nachfolgenden Geschichte, die so ganz den herzgewinnenden Sinn des hohen Herrn bezeichnet. Es lag unten ein kranker Badegast im Erdgeschoß. Es gab Tage in Gastein, wo es mit Kübeln goß, so daß an ein Ausgehen nicht zu denken war. Und doch sollte der hohe Herr sich Bewegung machen. Er benutzte darum die ganze Flucht von Zimmern, um auf und abzugehen. Als der Kammerdiener den Kaiser nicht mehr promenieren hörte, ging er hinein, um etwas zu bringen. Aber welch Bild entrollte sich ihm! Der Kaiser legte sich bückend einen Teppich neben den andern im Schweiß des Angesichts. „Aber Majestät, was thun Sie da, warum lassen Sie mich das nicht thun?“ Lächelnd sagte der Kaiser: „Ja, das habe ich nun einmal selber gemacht. Da unten wohnt ein schwerkranker Badegast, der zu Bette liegt und wenig schlafen kann. Da habe ich die Teppiche alle zusammengelegt, damit der Mann mich beim Gehen nicht hört, da geht sich's doch leichter, und man macht sich so was am besten selbst.“ —

Ich kehre zum Anfang zurück, zur Kapelle, um derentwillen ich hinaufgesandt war. Der Kaiser fehlte nie am Sonntage, wenn anders das Wetter erträglich war. — Freilich, wir hatten auch nicht selten Anfang August schon fußtiefen Schnee, und es ging zur Kapelle

wie zur Christmette im Winter. In die beiden Bibeln auf Kanzel und Altar hatte der hohe Herr geschrieben: „Du bist meine Zuversicht, meine Hoffnung von meiner Jugend an. Im Glauben ist die Hoffnung, und bei Gott ist mein Heil, meine Ehre, der Fels meiner Stärke, meine Zuversicht ist auf Gott. Gastein, 25. August 1872. Wilhelm, Imp. Rex.“ Ein prächtiger „Kaiserstuhl“ mit Namenszug und Adler war für ihn bereitet, aber niemals hat er ihn benützt. „Ich will auf keinem andern Stuhle sitzen, als andere Leute; thun Sie ihn nur weg!“ Meist sprach er des Nachmittags noch über die Predigt; am meisten freute ihn, wenn man auf ihn gar keinen Bezug nahm. Als er einmal darüber sprach, wie peinlich es ihn berühre, im Gotteshause von sich reden zu hören, und mir dankte, daß ich es nie thue, sagte ich: „Majestät, ich denke, es ist schwer genug, sechs Tage lang König zu sein, und darum gewiß erquickend, am Sonntag ein schlichter Christ im Gotteshause sein zu dürfen.“ Da faßte er mir beide Hände und sagte: „Ja, so meine ich es auch.“ — Während der ziemlich langen Liturgie stand der Kaiser, und als ich ihn bat, sich doch zu setzen, da es ihn gewiß ermüde, sagte er: „Ach nein, mein seliger Vater ist immer gestanden, und daß will ich auch.“ Sein schönes blaues Auge ruhte unverwandt auf dem Prediger, niemand machte einen ruhiger als er. Wie vieles ließe sich noch erzählen von ihm — aber sei's daran genug. — Der

Kaiser ist in großem Frieden heimgegangen, und Gastein ist ohne ihn für mich wenigstens inhaltlos geworden. — Bauen sie gar noch über die finstere Klamm weg die Bahn nach Gastein, und gelingt die Spekulation der „Realitätenbesitzer,“ dann wird Gasteins letzte Stunde geschlagen haben. Ich aber habe es noch in seinem stillen, vollen Glanze gesehen — Gastein und seinen herrlichen Gast — Kaiser Wilhelm I.!

## Aus einer Berliner Amtswode.

---

Er ist doch etwas wert, so ein Berliner Ofen mit seinen langsam sich erwärmenden Kacheln, die dann den Tag über die Wärme durchhalten, und doch viel besser als ein eiserner Ofen, der wohl sofort sprüht, aber nach einer Stunde erkaltet.

Ich sende diesen Satz über Wärmeerzeugung voraus, weil er nur, wie alles Vergängliche, ein Gleichnis ist. Es giebt nämlich Menschen, die sind ganz wie der besagte eiserne Ofen. Sie heizen morgens mit guten Vorsätzen ein und nehmen sich vor, recht viel Geduld und Liebe dem lieben „Nebenmenschen“ entgegenzubringen. Aber wenn so eine oder zwei Stunden vorbei sind, da ist's auch drin meistens leer gebrannt. Sie sind so verärgert durch Menschen, oder durch fatale Briefe, die sie bekommen, daß man's schon an dem „Herein“ merkt, wie unrosig ihre Laune ist.

Da schafft doch so ein richtiger Herzensofen, den man langsam in Glut bringt, besseres. Die stille halbe Stunde vor Aufstehn, das Einsaugen des „Morgenglanzes der Ewigkeit“ giebt für den Tag einen hellen,

lichten Schein, und wer mit seinem Gott zuvor geredet, kann dann auch mit Menschen reden, daß ihm die Geduld nicht ausgeht, noch die Liebe, und der Ofen warm bleibt bis zum Abend.

Freilich braucht das jeder Mensch, er mag leben, wo er will; aber der Berliner Mensch doch noch ein Stück mehr als ein anderer Sterblicher, und unter den Berliner Menschenkindern braucht der, der viel mit Menschen verkehren muß, noch mehr Luft und Wärme von oben als ein anderer. Und dazu gehört ein Berliner „Prediger,“ wie man sie hier zu Lande leider Gottes heißt, als habe man nichts in der Welt zu thun, als zu „predigen.“ Und doch ist dies das sauerste und schwerste Stück nicht, denn predigen dürfen ist eigentlich der hohe Feiertag im Amte, und wem's das nicht ist, der hätte lieber was anderes werden sollen. Aber was alles kommt und einen anpackt und anrennt im Tage, das erschöpft oft das bißchen Geduld, von welcher der Mensch ohnehin nicht gar zu viel auf Lager hat. —

Also, es war an einem Dienstag vor etlichen fünf Jahren und war just ein Maientag. An diesen Maientagen pflegte es sonst „wunderschön“ zu sein, darum man auch so schöne Lieder auf den Mai gemacht. Aber das ist jetzt alles anders geworden, und man friert oft recht tüchtig und läuft in Pelzmänteln herum.

So war's auch da ein frischer kalter Morgen,

als früh um halb neun sich ein Herr melden ließ. „Der Name thut nichts zur Sache,“ meinte er. Das klang nun schon etwas verdächtig, und mir stieg so eine dunkle Ahnung von „Sachen“ auf, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit „Geld“ haben. Laß ihn herein,“ sagte ich dem biedereren Burschen, einem braven Ostfriesen.

Der Mann, der nun eintrat, mochte in den Sechzig stehen. Sein Haar war zurückgestrichen, das Gesicht glatt rasiert; eine gewisse Sorgfalt war an dem gekräuseltesten Hemde zu merken, aber es war alles so ein bißchen, als hätte es bessere Tage gesehen, und nicht mehr maienfrisch. Mit einem etwas wohlwollenden Baß, der den Brustton der Überzeugung nicht vermissen ließ, begann er: „Herr Hosprediger! Sie und ich — wir haben denselben hohen Beruf: Sie auf der Kanzel, ich auf der Bühne — ich bin nämlich Schauspieler.“ —

Im Augenblick durchzuckte mich ein unnennbares Etwas. Man kann sich doch so schwer losmachen von alten eingefogenen vererbten Ideen; ich dachte an meine selige Mutter, in deren Augen die Schauspieler so gerade eben vor dem Scharfrichter oder Schinder kamen und von Rechtswegen in einer besonderen Ecke des Kirchhofs liegen sollten. Und doch hatte ich viele treffliche Menschen unter ihnen kennen gelernt, daher ich mir die Gänsehaut hätte füglich ersparen können.

Das Kompliment, das er mir machte, indem er seinen und meinen Beruf zusammenstellte, erinnerte mich an Faust und auch an so manchen Pfarrer, der besser ein Komödiant geworden wäre. Ich sagte also eingehend auf seinen Satz: „Nun, Herr Kollege, setzen Sie sich.“ Wir waren noch nicht weit im Gespräch gekommen, als mir plötzlich der leuchtende Gedanke kam, ihn zu fragen: „Sie haben kein Geld, nicht wahr?“ Dieser Gedanke leuchtete auch ihm ein, und er sagte in tiefem, halb flüsterndem Tone: „Welch ahnungsvolles Gemüt!“

Ich mußte mir das Lachen verbeißen — und fuhr fort: „Aber warum kommen Sie denn zu mir? Sehen Sie, Ihre richtigen, näheren Kollegen haben ja Geld wie Heu und spielen auch so schön großmütige und edel denkende Menschen, gehen Sie dahin, die werden gewiß Ihnen helfen!“ — „Ach,“ entgegnete er, „gewiß, sie haben mich auch unterstützt, aber sehen Sie: vor den Lampen die helle Tugend und hinter den Coulissen das schwarze Laster — das ist auch eine Erfahrung.“

Wir blitzte plötzlich ein Gedanke auf, und ich fragte ihn: „Nicht wahr, Sie sind Theologe gewesen?“ „Woher wissen Sie das?“ fuhr er schnell auf. „Nun, ich werde Ihnen noch mehr sagen: Sie sind ein Pfarrerssohn.“ — „Mein Gott,“ rief er, „wer hat Ihnen das gesagt?“ und eine große Thräne rann aus seinem Auge. „Nun,“ sagte ich — „es hat mir

niemand das gesagt, aber ich habe gedacht: Sie kommen wieder und grüßen das Handwerk und denken an alte Tage.“

Da wurde das alte Auge feucht und leuchtend zugleich und als ich ihm sagte: „Nun kommen Sie, erzählen Sie mir mal Ihre Naturgeschichte,“ da fing er an und erzählte, wie er vor vierzig Jahren in Halle studiert und ein recht anmutiges dramatisches Talent in einem Liebhabertheater entwickelt hatte, wo die besten Familien mitspielten. Da traf ihn mal der Schauspieldirektor des Hallischen Theaters und machte ihm allerlei große und schöne Dinge vor, wie jammer- schade es eigentlich wäre, daß solch Talent von der Bühne schwinden sollte — kurz, zum Schmerz seines Vaters ging er mit der Truppe aus Halle und landete schließlich nach vielen Irrfahrten im Karltheater zu Wien. Nun war er aber alt und krank. Seine fast neunzigjährige Mutter lebte noch in Pommern, da wollte er hin und dort sterben. Seine Papiere, wie ich nun sah, waren alle in Ordnung, lange war er im Krankenhaus in Prag gelegen, dann in Teplitz, und so war er schließlich nach Berlin gekommen. Ich konnte ihm noch etliches sagen und bat ihn, er möge jetzt noch die übrigen Brocken seiner Theologie zusammennemen, um die letzte große Reise anzutreten, da er ja wohl fühle, daß er nicht mehr allzuweit habe. Ich gab ihm, was ich hatte, damit er noch ein Stücklein weiter leben konnte, und wir schieden in Frieden und Liebe.

Ich werde seinen dankbaren Blick nie vergessen. Und eine Viertelstunde lang wollte mir das Bild nicht aus den Augen gehen und wäre noch länger geblieben, wenn es nicht wieder geklopft hätte.

Mein alter Kirchendiener ein richtiger Berliner — oder wie er von sich sagte: „so Gener vun de alten Deutschen“ trat ein. „Herr Hofprediger,“ meldete er, „da draußen steht Gener, det is Sie dat reene Objekt.“ Ich ahnte den tiefen Sinn dieses Wortes. „Subjekt“ war in seinen Augen schon was Arges, aber „Objekt“ noch ein Klaster tiefer. Ach, ich kannte ihn schon — es war, ein alter verabschiedeter Herr, der alle Vierteljahre antrat mit der klassischen Anrede: „Herr Hofprediger: Sie haben wenig Zeit — ich habe wenig Zeit — geben Sie mir einen Thaler!“

Geld hergeben müssen ist so viel als Zahnausreißen. Da ist's am besten, man läßt sich auf einen Ruck die Sache herausziehen; je länger man einen herumischleppt, desto weher thut's, und so auch hier; je längeres Reden und Wehren, je weher thut's. Also flugs heraus, um so mehr, als ich wußte, daß er wirklich ein „Objekt“ war großen, freilich auch verschuldeten Glücks. —

Kaum war er fort, meldete sich ein Fräulein in etwas gereiften Jahren. „Bei Ihren vielen Beziehungen zu vornehmen Familien,“ begann sie, „wird es Ihnen leicht sein, mir eine Stelle als Stütze der Hausfrau

zu verschaffen.“ Ich sah sie an und fragte, da ich doch einmal durch meinen alten Kirchendiener in die Grammatik gekommen — „meinen Sie aktiv oder passiv?“ „Wie meinen Sie das, geehrter Herr?“ entgegnete sie. „Nun, ich denke es giebt zweierlei Stützen: die einen stützen wirklich so eine arme geplagte Hausfrau, die andern muß man aber selber stützen, weil sie zart und krank sind und nicht viel leisten können. Verstehen Sie den Haushalt?“ „Nein, damit habe ich mich noch nie befaßt.“ „Nun, vielleicht können Sie Französisch oder Englisch?“ — Nein, das habe ich nicht gelernt.“ „Ja, was können Sie denn?“ Da mußte sie selbst lachen und sagte: „Ja, eigentlich nichts, ich bin viel krank und sehr kurzsichtig, man könnte sagen, halbblind.“ „Hören Sie, das ist aber schlimm für eine Stütze der Hausfrau.“ „Nun, ich möchte nur so mehr als Familienglied aufgenommen sein, und da und dort kann man immer noch etwas thun. Ich beanspruche nichts als nur Kost und Logis und habe auch etwas Vermögen.“ „Nun, dann kann Ihnen geholfen werden, dann gehen Sie in das Stift, was nicht weit von uns, und lassen sich vormerken, dann sind Sie in gutem Hause und brauchen niemand zu stützen.“ Das leuchtete ihr auch ein, und ein Jahr darauf sah ich sie behaglich in ihrem Stübchen sitzen.

Nun war's mittlerweile 11 Uhr geworden, und die Konfirmandenstunde rief. Welch ein Unterschied,

dies junge werdende Volk mit allen rosigen Hoffnungen des Lebens gegenüber denen, die ich in den Frühstunden gesehen! Hier Menschenkinder, die mit vollen Segeln im Boot des Lebens fahren, dort das Wrack aus dem Schiffbruch. Was ließe sich aber von solchen 60—70 Kindern erzählen und sagen! Aus welchen Häusern kommen sie, und welcher spiritus familiaris weht aus ihnen heraus! Wenn so z. B. ein Kind in einer Schule der Lehrerin den Entschuldigungszettel bringt wegen einer versäumten Stunde, und auf dem Zettel steht folgendes: „Laut ‚Familiendrama‘ (!) konnte mein Kind die Schule nicht besuchen,“ das denke sich einer einmal aus, was das heißen soll!

Es ist eine böse Stunde, für die Kinder so von 11—1! Der Magen knurrt, 3 oder 4 Stunden lang ist schon alles mögliche hinein in Kopf und Herz getrichtert, Geschichte, Chemie, Litteratur — und nun kommt in das müde Haupt die Religion! Aber es geht nun mal nicht anders — allmählich hebt sich das müde Auge wieder, und am Ende der Stunde ist wieder Leben da. Was wird aus ihnen werden, aus diesen Blumen und Blüten, wird kein Frost und Reif sie treffen?

Nun aber zu Ende mit der Stunde, denn die Hochzeitwagen rollen schon an; um zwei Uhr ist Trauung und um vier Uhr wieder eine. Also schnell von der Kirche nach Hause und eine halbe Stunde überlegt, was dem Paare frommt. Es waren liebe, junge

Lente, die vor den Altar traten, hinter ihnen die Eltern beiderseits, einander früher schon bekannt und befreundet, und nun reichten sich ihre Kinder die Hände. Es war ein Maientag der Liebe und Freude. Hatten sie sich's doch gerade ausgeheckt, daß es so schön sei, im Mai zu heiraten, wie ihre Eltern auch, als ob's nicht auch darin noch kalte Frosttage gäbe. Ich fuhr aus der Kirche als Eingeladener zum Hochzeitsdiner im Kaiserhofe, um dort den ersten Toast zu halten und dann wieder abzufahren.

Toaste — ja, die man selber halten, und andere, die man hören muß! Man weiß manchmal nicht, welches die schlimmsten sind. Aber es ging diesmal noch gut ab.

Ich fuhr zurück — da lag eine Einladung auf 6 Uhr zum Diner bei dem damaligen Prinzen Wilhelm, unserem jetzigen in Ehrfurcht geliebten Kaiser. Also rasch den Frack und die weißen Handschuhe und den chapeau claque zurecht gelegt. Aber zuerst hinüber zur Trauung. Da war's anders als beim ersten Paare. Sie waren fast allein mit wenig Zeugen in der Kirche. Alles war ihnen weggestorben, keine segnenden Hände hinter ihnen, wohl aber von oben her. Die Braut war im schwarzen, seidenen Kleid, da sie noch um die Mutter trauerte. Und doch war's Mai, als sie beide so herzlich in die große Kirche hinein sangen: „Befiehl Du Deine Wege, und was Dein Herz kränkt.“ Da ist dann Hochzeittext, Thema und Teil

gegeben, und jedes Wort schlägt an, wenn's nur aus dem Herzen kommt. Wie man den Leuten nichts schenken soll zur Hochzeit, womit sie nichts anfangen können, und was nur so ein Staubbehälter ist, oder so ein zerbrechliches Ding, wozu man aparte Dienstboten braucht, die die vortreffliche Eigenschaft haben, nichts zu zerbrechen — so soll man einem auch in der Hochzeitspredigt nichts sagen, womit man nichts anfangen kann, sondern den Leuten eine Aussteuer mitgeben aus Gottes Wort, an der sie in bösen Tagen zehren können.

Ich konnte, da kein Hochzeitsfest hinterher war, nach Hause, um dann dem Befehl ins Schloß nachzukommen. Es wohnte Prinz Wilhelm in dem Flügel des Schlosses, in welchem er auch jetzt als Kaiser wohnt. Nur waren's damals alte ausgewohnte Gemächer, die man in ihrer jetzigen Gestalt nicht wiedererkennt. Kaum hatte ich die hohen Herrschaften begrüßt, als auch schon die muntere Schar der jungen Prinzen hereinkam, ihre Eltern und die versammelten Gäste freundlich mit Handschlag begrüßend. Dann eilten sie zu „Onkel Heinrich,“ dem Seemann, an dem sie flugs hinaufkrabbelten, als wäre er so eine Art Mastbaum mit Takelwerk. Ja, Onkel Heinrich, der konnte alle drei halten auf den Schultern und auf dem Knie! Der jüngste (damals vierte Prinz) ruhte noch auf dem Arme der Wärterin. Als er mich erblickte, rief er mit dem Finger deutend: „Mann!“ Ich war,

scheint's, der einzige unter den Gästen, der auf ihn einen Eindruck gemacht, und den er „als einen Mann“ bezeichnete. Das kam wohl daher, daß ich, gleich wie seine Wärterin, weißes Haar hatte — ich schien ihm also so eine Art masculinum zu jenem femininum zu sein. Er verlangte herunter auf den Boden, stellte sich ruhig vor mich hin, ließ sich auch auf den Arm nehmen, was er sich sonst verbat. Ich galt also wenigstens in den Augen dieses Kindes für sozusagen einen „Menschen.“ Wie wahr wieder unsers Schillers Wort: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt! Dies Zeugnis aus Kindermund, dem „vogelsprachekundigen,“ kam nun, wie der geneigte Leser bald sehen wird, gerade jetzt zur rechten Stelle.

Denn ich mußte mich, was gegen alle Hof- und Kleiderordnung war, verabschieden und bitten, mich entlassen zu wollen, da ich — einen Vortrag zum Besten der Arbeiterkolonie zu halten hatte. Abends halb acht! Ich Unglücklicher mit zwei Diners, zwei Hochzeiten und allem anderen behaftet! Aber da waltet kein Erbarmen, wenn einmal die „Engel“ oder „Furien der Barmherzigkeit“ einen bitten. Wie ich zu dem Vortrage kam, kann der geneigte Leser in den folgenden Blättern ersehen. Dort steht „Diogenes oder über das Menschensuchen“ — „ein altes Bild in neuer Beleuchtung.“ Wie wichtig also, daß der kleine Prinz mich für einen „Menschen“ erkannt!

Daß aber der vor Monaten angenommene Vortrag gerade auf diesen Tag fallen mußte, das war doch wirklich „zum aus der Haut fahren.“ Ich hatte in meinem besten Frack den Vortrag zusammengeknittert. Das beste fehlte eigentlich noch darin und sollte noch den Nachmittag überdacht werden, aber weder die Herrschaften noch die Brautleute hatten eine Ahnung, daß ich eigentlich mit der Laterne Menschen und Gedanken suchte. Also hinaus durch den Tiergarten in die weiten Salons, die bereits gefüllt waren und auf den Vortrag spannten. Es lief noch ziemlich gut ab, und ich kam bei dem Improvisieren mit dem blauen Auge davon.

Ich wollte nun fort — aber nein — unter keiner Bedingung. „Sie müssen erst mit uns zu Abend essen, alles ist fertig,“ bat die Hausfrau. Na, dachte ich, — das ist nun mit meinem Mittagessen Nummer 4! Ein großer stattlicher Kalbsbraten, mit allen Zinessen der Neuzeit bereitet, kam zum Vorschein mit Salaten und Kompotten, aber ich aß nur noch aus „Nächstenliebe,“ die Dame des Hauses nicht zu beleidigen. Es war gegen dreiviertel Zehn, als ich aus dem belebten Kreise, in welchem unter anderen die hochbegabte Fürstin Eleonore Reuß war, scheiden mußte — denn es war ja an diesem Abend in der Nähe des zoologischen Gartens: das Silberne Jubiläum einer treuen „Stütze der Hausfrau,“ einer Französin, die alle Kinder

des Hauses miterzogen und als Freundin auf Händen getragen wurde.

Zu diesem Jubeltage mußte doch auch der Seel-  
sorger des Hauses, der die Kinder zum Theil getraut, dem  
teuern Vater den letzten Segen gegeben, kommen, um  
ein Wort zu reden. Es war 10 Uhr vorüber, als ich  
ankam, eben hatte man sich zu — Tisch gesetzt. Also  
Nr. 5 —! Aber ich weiß nicht — hatte mich der Kalbs-  
braten oder die Unterhaltung hungrig gemacht, ich konnte  
doch wieder aus „Nächstenliebe“ etwas essen, um dann in  
längerer Rede die Jubilarin zu preisen. Hatten wir  
doch selbst ein so kostbares Erbstück im Hause einst ge-  
habt, so daß ich ein bißchen aus Erfahrung sprechen  
konnte. Ja, was ist es doch um solch eine treue Seele,  
die alle Lücken ausfüllt und selbst keine — oft wenigstens  
— zurückläßt.

Spät um 12 Uhr wanderte ich durch den dunklen  
Tiergarten nach Hause. Der Tag war zu Ende.  
Freilich ist ja nicht jeder Tag so wie dieser, und  
manch einer möchte noch einen bescheidenen Zweifel  
hegen, ob er wirklich so aussah oder ob er nur  
so ein „Kalenderstück“ sei. Aber ich kann ihm  
Brief und Siegel geben, Trauregister und prinzliche  
Einladung und was er mehr will. Im Schlaf ging  
natürlich alles wild durch einander: Schauspieler  
und Diogenes, das Prinzchen auf dem Arm und  
die Stütze der Hausfrau. Denn der Tag spiegelt  
sich wieder in der Nacht, und die Nacht wirft manch-

mal ahnungsvoll schon den Schatten voraus in den kommenden Tag. Aber ein Wort tröstet: „Wie der Tag, so soll deine Kraft sein“ — und ich lerne noch hinzu: „Wie der Tag, soll auch deine Liebe sein!“ —

---

## Diogenes mit der Laterne.

Ein altes Thema mit neuen Variationen.

Gedanken aus einem Vortrag bei einem Wohlthätigkeitsabend.

Zu den Winterannehmlichkeiten Berlins gehören, außer lahmen Droschkengäulen und Beinbrüchen auf polizeilich überwachten Bürgersteigen, auch die Vorträge — sowohl die, die man hören, als die, welche man selbst halten muß. Sie sind zum zweischneidigen Schwerte geworden, sie fördern ebensosehr die Bildung, als sie sie verflachen; je breiter der Strom allgemeiner „Intelligenz,“ desto mehr versandet er auch. Darum treffen wir so viele Menschen, deren Ausbildung in dem Maße eingebilget ist, als ihre Einbildung ausgebildet. „Von allem etwas“ — das ist die Parole dieser Feinschmecker der Bildung. Zudem haben viele Vorträge eine bedenkliche Seite: sie sind nämlich zumeist für die Dummen zu gescheit, und für die Gescheiten zu dumm. Und nun gar erst ein Thema suchen! Ist nicht alles schon abgegrast mit Stumpf und Stiel? Da war mir's denn eine Erleichterung,

als die vortragsbedürftige leitende Dame eines Wohltätigkeitsvereins gleich das Thema mir nannte, über welches sie gesprochen haben wollte: „Diogenes mit der Laterne am hellen Tage Menschen suchend.“

Diesen Ehrenmann hatte nämlich ein Künstler im Hausflur des ärztlichen Gatten in Gips gebildet deponiert, als Dankbarkeitsbeweis für eine glückliche Kur. Nun fehlte nur noch das „Recept“ für den geneigten Beschauer, diesen stummen Wink an der Wand zu verstehen. Das sollte heute abend geliefert werden. Ich gestehe, daß das Thema etwas Fesselndes und Einleuchtendes für mich hatte. Denn einen Menschen suchen ist wirklich eine Kunst, ihn finden ein Gewinn.

Wieviel angelernt, anempfunden nur an ihm, nicht in ihm ist, wer will das heutzutage entscheiden, wo jeder mehr oder minder unter einer wahren Dachtraufe von Bildungselementen steht? Unwillkürlich habe ich schon oft an die Sultanin von Konstantinopel denken müssen, die einst den Besuch der englischen Botschafterin, Lady Redcliffe, zur Zeit des Krimkrieges empfing. Es war damals die Mode der Riesenkrinolinen. Die Sultanin hatte das Vergnügen, zum ersten Male ein solches Monstrum zu erblicken. Plötzlich erfaßte sie die Peripherie der englischen Dame und sagte: „Bist du das alles?“ Könnten die Occidentalen nicht auch die klassische Frage der Orientalin zu der ihren machen? Wir

möchten doch so gerne wissen, nicht, was die Menschen darstellen, sondern was sie sind, den Menschen im Menschen erforschen. Ich versuchte denn, so gut es ging, der Aufgabe mich zu entledigen vor einer Zuhörerschaft aus allen Ständen, von denen jedes Glied den Anspruch erhob, „sozusagen“ ein Mensch zu sein. Da jede brave Rede drei Teile haben muß, so teilte ich denn auch ein:

1. Etwiches vom Menschensuchen überhaupt;
2. Etwiches von der Laterne, womit man sie sucht;
3. Etwiches von dem, was man mit den Menschen anfangen muß, die man gefunden.

---

I.

Diogenes aus Sinope — „ein verrückt gewordener Sokrates,“ wie Plato ihn nennt — gehört zu der Klasse der Cyniker, jener Proletarier und Bettlerphilosophen, die die Unabhängigkeit von Bedürfnissen, Begierden, Vorurteilen und Rücksichten predigten. Nach ihrer Anschauung besteht die Masse der Menschen aus Thoren, aus Sklaven ihrer Lüste, krank an Einbildung und Eitelkeit. Der Cyniker ist der Arzt, der sie heilt, und gerade der Verworfensten sich annehmen muß. Das schädigt ihn in seinem hohen Bewußtsein von sich selbst nicht, so wenig als die Sonne Schaden leidet, wenn sie den Sumpf bescheint, oder der Arzt, wenn er zum Kranken geht. Die Mittel müssen herz-

angreifend und durchschlagend sein, darum muß man den Leuten ungeschminkt die Wahrheit geigen; kein Spott ist scharf genug, sie zu geißeln. Das kann man nun thun durch's Wort oder durch symbolische Handlungen, wie hier, wo der berühmte Meister am hellen Tage durch die Straßen Athens mit einer brennenden Laterne geht; oder wie er — freilich etwas unverbürgt — dem großen Alexander als einzigen Wunsch, auf dessen Erlaubnis, sich etwas auszubitten, aus der Tonne heraus zu erkennen gab: „Geh mir aus der Sonne.“ Es war ein derber Humor, mit welchem sie den Menschen zu bessern suchten, und das Mittel fast so gefährlich als die Krankheit. „Kein Obdach habend, kaum ein Kleid, alle Sitte bis zur Schamlosigkeit verachtend, so sind sie im griechischen Altertum verlacht, wegen ihrer Entfagung bewundert, als Bettler verachtet, als Sittenprediger gefürchtet, voll Hochmut gegen die Thorheiten und voll Mitleid gegen das sittliche Elend der Menschen.“ Mensch ist ihnen nur der, der, wie sie selbst, keines Menschen bedarf, an kein Bedürfnis gebunden, von keiner Rücksicht eingeschränkt ist, bloß der Tugend lebt, und alles andere, wie Reichthum, Ehre, Wissenschaft, Liebe und schließlich auch den Tod, als leere Einbildung behandelt. — Das steht, meine Hochverehrten, so bei einander in den gelehrten Büchern über den Mann und seine Schule.

Den Funken und das Korn Wahrheit in diesem System werden wir nicht verkennen. Wie vieles be-

rührt sich darin mit den Sprüchen aus dem Prediger Salomo — ja selbst mit manchen Aussprüchen des Neuen Testaments! Auch der Einfall ist humorvoll, am Tage den Leuten ins Gesicht zu leuchten, um ihnen zu sagen, daß sie keine Menschen seien. — Und doch — hatte Diogenes eigentlich ein Recht, Menschen zu suchen? Wenn er selbst auf „Menschenfuche“ ausging, so schloß das die Voraussetzung in sich, daß er selbst ein Mensch sei, und zwar nicht etwa des Mittelschlages, sondern ein Prachtexemplar dieser Gattung. War er das? Wer den Menschen so auf sich selbst stellt, daß er den andern nicht bedarf, noch zu bedürfen vermeint, läßt der nicht am Ende, bei aller freiwilligen Armut und Entfagung, „durch die Löcher seines Bettlergewandes seinen Hochmut durchblicken?“ Wer auf dem Isolierschemel der Bedürfnislosigkeit und eigener Vortrefflichkeit steht, kann höchstens seinesgleichen im Menschen, d. h. sich selbst im Menschen suchen. Im Diogenesfaß war er allein — „wohnungsberechtigt,“ darum konnte er auch keine andere hineinkriegen. Wer so logiert, ist im tiefsten Grunde nicht angethan, Menschen zu suchen. Der wird auch von seinen Entdeckungsfahrten heimkehren wie Diogenes, mit wunderbar widersprechender Ausbeute.

Es haben sich zu allen Zeiten Leute aufgemacht, Menschen zu suchen, und mit welchen Erfahrungen sind sie heimgekehrt? Es schwankt ihr Urtheil zwischen Bewunderung und — Verachtung. Einer der Gerech-

testen und Mildesten unter ihnen, der vielleicht von Millionen ein Recht hatte, von sich zu sagen, daß er ein Mensch sei, weil kaum eine menschliche Saite nicht getönt hätte beim Anschlagen — Goethe — sagt: „Es giebt auf der Welt nichts Selteneres als — Menschen.“ Und ein anderer Weiser aus alter Zeit giebt ihm Recht, indem er sagt: „Ich bin nie weniger Mensch gewesen, als da ich unter Menschen war.“ Das ist kein Kompliment für die Menschheit. Gestatten Sie mir einmal, ein wenig weiter fortzufahren in diesem Kapitel vom Menschensuchen und noch etliche Resultate Ihnen vorzuführen. Es ist ein buntes Kaleidoskop, das noch sehr bereichert werden könnte, in welches die wunderbarsten Bilder sich drängen. Um der Deutlichkeit willen will ich etliche Aussprüche neben einander setzen: die himmelhoch Jauchzenden mit A und die zum Tode Betrübten mit B bezeichnend.

A. Der Mensch vermag viel, unglaublich viel, wenn er nur ernstlich will.

B. Sich selbst mißtrauen ist ein Zeichen von Menschenkenntnis.

A. Der Mensch wird in dem Maße größer, als er sich selbst und seine Kraft kennen lernt. Gebt dem Menschen das Bewußtsein dessen, was er ist, und er wird bald lernen zu sein, was er soll.

B. Es scheuen sich die Menschen, in sich selbst zu sehen, und knechtisch erzittern sie, wenn sie

endlich länger der Frage nicht ausweichen können,  
was sie gethan, was sie geworden, was sie sind.

- A. Mein, o Mensch,  
Du bist nicht das schwache,  
Gebrechliche, hilflose Wesen,  
Wozu Du Dich selbst machst  
Im finstern Wald und in feiger Verzagtheit.  
Ich ehre Dich, Mensch,  
Wie Du Dich selber ehrst:  
In Dir nur ist Größe,  
In Dir nur ist Güte,  
In Dir nur ist Wahrheit.
- B. Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,  
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
- A. Ein einziger freier Entschluß gehört dazu, ein  
Mensch zu sein.
- B. Der freie Wille, auf den sich der Mensch soviel  
zu gute thut, wird durch Instinkt und Automaten-  
wesen der Rasse ersetzt.
- A. Mensch, herrliche hohe Erscheinung,  
Schönster von allen Gedanken des Schöpfers,  
Welch ein Meisterstück ist der Mensch;  
In seiner Haltung ähnlich dem Engel,  
Im Denken Dir ähnlich — ein Gott —  
Die Zierde der Welt, — das Muster aller lebenden  
Geschöpfe!
- B. Ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienenjorgen  
und ihre Niesenprojekte, ihre Götterpläne und

Mäusegeschäfte! Dies bunte Lotto des Lebens, worin so mancher seine Unschuld und seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen und Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, das Thränen in die Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Lachen kugelt.

- A. Das Böse ist nicht in uns, sondern an uns — es ist ein beschmutztes Kleid der ursprünglich reinen Seele.

Die armen Teufel von Menschen sind meist gut, wenn man sie nur recht kennt. Jeder Mißklang in ihnen und unter ihnen löst sich endlich doch auf in den harmonischen Anklang des Universums.

- B. Man kann vom Menschen gar so schlecht nicht denken, daß man nicht eines Tages sich sagen müßte: Du dachtest noch zu gut!

- A. Die Menschheit ist groß — die Menschen sind klein!

- B. Die meisten Menschen kommen mir

Wie große Kinder vor,

Die auf den Markt mit wenig Pfennigen

Begierig eilen.

Solang' die Tasche noch

Das bißchen Geld verwahrt,

Ach, da ist alles ihre,

Zuckerwerk und andere Näsereien,

Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,

Die Trommel und die Geige —

Herz, was begehrtst du?

Und das Herz ist unersättlich,  
Es sperrt die Augen ganz gewaltig auf;  
Doch ist für eine dieser Siebensachen  
Die Barschaft erst vertändelt,  
Dann adieu, ihr schönen Wünsche,  
Ihr Hoffnungen, Begierden,  
Lebt wohl!

In einen armen Pfefferkuchen  
Seid ihr gekrochen —  
Kind, geh nach Hause!

B. „Kerne dich selbst kennen,“ sagte ich zu jemand.

Aber er konnte nicht; denn er war — „niemand!“

Sei's genug an diesen Tunden. Was alle im letzten Grunde suchten, das war der ideale Mensch, losgelöst von allen Zufälligkeiten, dem nichts fremd wäre, was überhaupt den Menschen angeht — sie suchten den Menschen, bei dem alles harmonisch entwickelt wäre, mit lichtvollem Geiste, mit liebeswarmem Herzen und eisernem Willen. Jeder hatte sich in seiner eigenen Werkstatt einen Menschen konstruiert, und dieser Mensch sah dem eigenen Ich mehr oder minder verzweifelt ähnlich, und daher das überschwängliche Lob; oder sie dünkten sich auf einsamer Höhe und schauten verachtend auf das niedrige Menschengewürm. Daher das Schwanken bei der Beurteilung der Menschen zwischen Optimismus und Pessimismus; sie wissen nicht, ob sie beim Menschen einen Engel oder Teufel vor sich haben.

Daß die alte heidnische Welt den Menschen trotz aller Laternen nicht fand und trotz aller Menschenkenntnis nicht kannte, war nicht zu verwundern. Wer kein Licht hat über sich, kann auch andern keines aufstecken. Dem Heiden blieb das Menschenherz verborgen, weil ihm das Gottesherz verhüllt war; wem Gott ein Geheimnis ist, dem wird der Mensch erst recht ein Rätsel bleiben. Was nützte es, auf den Tempel zu Delphi zu schreiben: „Erkenne dich selbst,“ wenn auf dem Altar zu Athen stand: „Dem unbekanntem Gott?“ Wer kann das Geschöpf verstehen, wenn er den Schöpfer nicht kennt, wer will die Erde ohne den Himmel, die Zeit ohne die Ewigkeit begreifen? So geht's den Diogenessen unserer Tage noch. Der dunkelste Erdteil ist nicht Afrika, sondern das Menschenherz. So lange man den Menschen nicht kennt, bleiben die Menschen und ihre Kenntniss ein recht trostloses Bruchstück; den Menschen lernt man aber nur kennen in und durch den Gott und Herrn, welcher uns zu ihm geschaffen. Ohne das Wissen dieser Abstammung bleibt uns das Ziel unserer Bestimmung ebenso verborgen als der Anfang; auf die Frage woher und wohin — keine Antwort. Daß in dem Menschen Himmel und Erde vereinigt sind, und er auf der Erde zum Himmel reisen soll — das muß uns erst Gottes Wort wieder sagen. Das schreibt des Menschen Nationale mit seliger, aber auch unerbittlicher Wahrheit, seine hohe Abkunft und seinen tiefen Fall, sein lichtiges Vaterhaus und seine bittere

Fremde mit allem Bankerott, Schweinehüten, Träberspeise und aller Sehnsucht nach Hause. Sünde, das ist der andere Faktor, der in der Rechnung der diogenischen Menschenjuche fehlt, und darum muß die Schlußsumme falsch werden; daher das Schwanken zwischen Menschenvergötterung und Menschenverachtung. Das Widerspruchsvolle, der stete Kampf, das tiefe Leid und Todesweh, das Schwanken zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gott und Tier im Menschen, woher kommt es anders, als aus dem Bewußtsein, daß er seiner Bestimmung nicht entsprochen, daß er ein entthronter König ist? Niemand trauert um eine Krone und einen Thron, als der sie beide einst besessen. — Nur wer sich selbst so kennt, hat Licht über alle Menschen, wer sich selbst in Gottes Licht gefunden, kann allein Menschen suchen. Wer Menschen suchen will, muß den einen gefunden haben, den Idealmenschen, nicht den, den wir uns selbst zusammenphantasiert haben, sondern den uns Gott in Christo, dem Gottmenschen, gesandt, uns zu erneuern in das Ebenbild des, der uns geschaffen hat. In ihm sollen wir zu wahren Menschen, weil zu rechten Kindern Gottes werden. Darum weist ein Heide dem Heiden, ein Pilatus einem Diogenes den Weg mit dem Worte: „Ecce homo“ — „Sehet, welch ein Mensch.“ Wer Ihn gefunden, kann die schwalkende Thranlampe diogenischer Menschenkenntnis an den Nagel hängen, der

wandelt im Sonnenlicht und Schein und hat nun auch die Leuchte, womit er andre sucht.

## II.

Wer Licht über sich selbst hat, meine Hochverehrten, läßt sich weder durch den Glorienschein blenden, den die Menschen um sich verbreiten, noch auch durch die Finsternis abschrecken, die sie umfängt. Wir verstehen das eigene Herz, und wozu es fähig, und darum auch das fremde; wir kennen aber auch Gottes Herz, das uns gesucht, und von seiner Art, zu suchen, empfängt die unsre ihr Vorbild. Wem viel vergeben, der liebet auch viel. Und die Liebe wird allein die Leuchte sein, den Menschen im Menschen zu suchen. Diese Liebe ist keine Blendlaterne, vor der der Mensch sich verbirgt, sondern ein milder Sonnenstrahl, dem sich die verschlossene Knospe erschließt. Alle Menschenkenntnis ohne Menschenliebe führt schließlich zur Menschenverachtung; der Schlüssel zum Menschenherzen wird nie unsre Klugheit, sondern immer unsre Liebe sein. Auch vom Menschenherzen gilt das schöne Wort Pascals: „Man muß das Menschenherz lieben, um es zu erkennen; und nicht erst kennen, um dann es zu lieben.“ Wer uns bloß „kennen lernen“ will, dem geben wir meist gerade nicht die besten Seiten unsres Seins; wir sind befangen und geben uns kaum, wie wir sind. Wer uns aber liebt und uns einen lebens-

warmen Strom Liebe entgegenbringt, dem verschließen wir unser Herz nicht. Die Liebe läßt sich nicht „durch Erfahrungen“ erbittern.

Christus, der größte Menschenkenner aller Zeiten, der wußte, was im Menschen war, und nicht bedurfte, „daß ihm jemand etwas sagte,“ hat die Menschen auch am meisten geliebt. Je schlimmer die Erfahrungen, je bitterer der Haß, je mehr sie sich geben in ihrer wahren Gestalt, desto mehr breitet er die Arme aus, bis er sie ausspannt am Kreuze, als wollte er alle an sein Herz ziehen. Er suchte die Menschen — und mutete bei jedem auf die Goldader, die durch das Gestein des Herzens sich zieht, auf das Verlangen und die Sehnsucht der Seele nach dem lebendigen Gott. Er sieht seine gefallenen, entthronten Brüder, er weiß: der verlorne Sohn würde nimmer so elend sein, hätte er nicht eine Erinnerung an das Vaterhaus. Gerade der Ausgestoßenen nimmt er sich an, ist mit Böllnern und Sündern, ohne von ihnen befleckt zu werden. Das klingt wie die Lehre der Cyniker, aber es klingt nur so. An das wahrhaft Menschliche, das eben im tiefsten Grunde das wahrhaft Göttliche im Menschen ist, knüpft er an. Wir kennen seine Taxation der Menschenseele. Auf göttlicher Wage gewogen, sinkt die Schale der kleinen Seele tief hinab, und die große, weite Welt schnellt in der anderen hoch hinauf. Der Gewinn einer ganzen Welt kann den Verlust einer Seele nicht aufwiegen. So ist ihm die einzige Samariterin wert,

trotz aller Verkommenheit, ihr den ganzen Tag und die Speise zu opfern, das größte Wort zu sagen, was kein Philosoph vor ihm, noch nach ihm gesagt: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Die Nacht ist ihm nicht zu lang und die „Sprechstunde“ auch zur Mitternacht gelegen, wenn ein Nikodemus kommt, um, seiner Geburt, Rang und Stellung Gerechtigkeit entkleidet, am innersten Menschen erfaßt zu werden, und das Wort zu hören, daß er von Grund aus erst ein neuer Mensch werden müsse. Das heißt nicht bloß einen Menschen suchen, sondern dem Menschen verhelfen, wahrhaft Mensch zu werden.

Von einer gewissen Seite her behandelt Christus die Menschen bei aller Blindheit und Bosheit als Geschöpfe Gottes, als freie Leute, die einen anerschaffenen Adel haben, mit Hochachtung. Das fühlen die Menschen bald heraus, wenn man sie für das gelten läßt, was sie noch in Gottes Augen auf der guten Seite sind. Es läßt sich niemand gern verachten und für gar nichts halten. Ohne solchen Sinn ist man untauglich, ein Werkzeug Gottes zu sein. Bei allem Schein der Demut kann man eben doch die Überhebung seines Herzens den Leuten merken lassen: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute;“ merken die Leute das, dann kann man sie nicht kennen lernen, noch auf sie wirken. Dort lag eben der Fehler an der Lampe des Diogenes; sie war mit parfümiertem Öl gefüllt,

parfümiert mit der eigenen Herrlichkeit. So nimmt Christus die Einladung bei dem Obersten der Pharisäer an, wiewohl er da nichts Gutes erwarten konnte; hätte er aber die Einladung ausgeschlagen, so würde zweifelsohne der Schein auf ihm geruht haben, als verachte er die Einladenden. So sieht sein Auge die Verlegenheit der Hochzeitsleute zu Kana; ein echt menschlicher Zug ist's, ihnen den besseren Wein zu geben, und doch offenbarte er gerade in diesem ersten Zeichen „seine Herrlichkeit.“ Beim Leid des Menschen wird sein Mitleid zum Mit-Leiden. Ehe er bei dem Sohn der Witwe das göttliche: „Ich sage Dir, stehe auf“ spricht, heißt es von ihm: es jammerte ihn derselben; mit milder Hand trocknete er ihre Thränen mit dem Worte: „Weine nicht,“ das ebenso göttlich als menschlich ist. Bei Lazari Grabe fließen in seine Thränen ebenso menschliche Liebe, als göttliches Ergrimmen über die Macht des Todes, wie in den Thränen um Jerusalem das Erbarmen mit dem Gericht sich paart. Es sind Thränen im Auge des Richters. Im barmherzigen Samariter erkennt er den menschlichen Zug des Herzens trotz aller sonstigen Unwissenheit an, während ihn das göttliche Amt und geistliche Kleid des Priesters und Leviten nicht hindert, ihre Unmenschlichkeit zu geißeln. Christus ist bei allem Bewußtsein seiner göttlichen Abstammung der Menschensohn geblieben; nichts, was nicht wahrhaft menschlich in ihm und an ihm wäre. Wer kein Auge hat für diese wahre mensch-

liche Größe Jesu, wird auch in Wahrheit keines haben für seine göttliche Herrlichkeit.

So wird denn auch für uns die Leuchte jene barmherzige Liebe bleiben, die von der göttlichen Liebes- und Leuchtkraft entzündet ist, wir werden mit ihr im gefallenem Menschen immer noch etwas suchen, woran wir ihn fassen und emporheben können. Die Welt muß zunächst einmal zu uns als Menschen Zutrauen fassen, ehe sie den Christen in uns versteht. Es giebt ja einen Verkehr mit den Menschen im Vorhof — mit Juden und Griechen, wir suchen sie ins Heilige zu bringen, um sie dann im Allerheiligsten mit ihrem Gott verkehren zu lassen. Geben wir ihnen aber im Vorhof nicht den Eindruck, daß wir sie verstehen, daß wir mit ihnen empfinden, werden sie schwerlich sich dazu verstehen, uns ins Heilige zu folgen. In der Orgel giebt es zwei Stimmen von ergreifendster Wirkung: das ist die „voix céleste“ und neben ihr die „voix humana“ — diese beiden Stimmen müssen auch in jeder Predigt bei allem Suchen des Menschen erklingen. Darum hat das Wort recht, „daß jeder Redner dreimal Mensch sein müsse.“ Wir schauen den Menschen nicht, wie er jetzt ist, sondern so, wie er werden soll. Wie der große Thorwaldsen einst einen Marmorblock zu Carrara mit seinen tiefen, blauen Augen anschaute und dann plötzlich sprach: „In diesem Blocke steckt ein Christus,“ und danach seinen herrlichen Christus aus ihm bildete. In Summa: der Zweck unfres

Menschenjuchens und Anzündens unserer Leuchte wird sein: die Menschen in der Liebe Christi loszulieben von sich selbst und sie an das Herz ihres Gottes und Heilandes heranzulieben.

---

### III.

Das führt uns zum Schlusse. Was sollen wir mit den Menschen anfangen, die wir gefunden haben? Ich kann hier kurz sein, und ohnehin mahnt die späte Abendstunde zum Aufbruch. „Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn,“ aber der Gewinn soll nicht im egoistischen Genießen bestehen, oder gar im Wegwerfen, wenn wir sie sattfam ausgepreßt. Was konnte auch Diogenes mit den Menschen anfangen, wenn er sie wirklich gefunden? Er konnte sie doch nicht in sein Faß einladen. Zog aber jeder in ein besonderes, dann war die Isolierung fertig. Hatte Christus einen gefunden, dann reihte er ihn in eine Gemeinschaft; fängt er in seinem Liebesnetze einen Petrus, dann macht er ihn zum Menschenfischer. Nach der Seligkeit, selbst gefunden zu sein, giebt es keine höhere, als andere wieder suchen. So sind wir nicht eine diogenische Gesellschaft von Troglodyten und Faßbewohnern, sondern eine Gemeinschaft, in welcher jeder mit dem andern solidarisch verbunden ist. Wir sind Steine an einem großen, gewaltigen Bau, wo jeder Stein getragen wird und trägt; Neben am Weinstock, deren

Ertrag dem Ganzen zu gute kommt; Schafe einer Herde, Glieder an einem Leibe, wo jeder seine Gabe und Aufgabe hat. Wir lernen mit den andern und durch die andern, wir empfangen ebensoviel, als wir geben, wir erstarken, wenn wir die Schwachen tragen. So ist auch das Werk, das Sie, meine Hochverehrten, treiben, ein Werk des Menschenjuchens unter sehr erschwereten Verhältnissen. Aber ein einziger Gefundener wägt die Mühe an neunundneunzig Verlorenen auf.

Lassen Sie mich schließen. In die Hausflur unsres Arztes möchte ich ein Pendant hängen; neben den antiken Menschenjucher den christlichen Diogenes mit der Laterne; neben das suchende und nicht findende Heidentum ein neutestamentlich Bild: ein Weib mit Leuchte und Besen in der Hand, den Schutt und Staub nicht scheuend, mit der Umschrift: „Welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie davon einen verliert, die nicht ein Licht anzünde und kehre das Haus mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn gefunden, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: Freuet Euch mit mir; denn ich habe den Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also auch, sage ich Euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.“ — Hier ist mehr als Diogenes!

---

## Sebalduß Notanker.

---

### I.

Die Geschichte unseres Sebalduß beginnt da, wo die Geschichte anderer sterblicher Menschen aufhört: nämlich mit einem Grabstein. Das ist jedenfalls unter allen Steinen, die dem Menschen nachgeworfen werden, der beste; denn er trifft ihn nicht mehr, und selbst die Grabschrift, die auf dem Stein steht, trifft ihn zuweilen nicht. Wenn es z. B. heißt: „Hier ruht unser unvergeßlicher Vater,“ aber nie ist über sein Grab eine liebende Hand gekommen, oder das Wort „Hier ruht“ überhaupt, wobei oft gerade das Gegenteil wahr ist, oder hat etwa der reiche Mann „geruht,“ als er begraben ward? Nirgends wird mehr gelogen als auf der Stätte, wo man am wahrsten sein sollte: auf dem Kirchhof. Gelogen mit Blumen, die man im Leben nicht gestreut; mit Thränen, die man nie für den andern gehabt, mit Leichenreden, die man dem Lebenden nicht gehalten. So war es aber nicht an jenem Grabstein. Um ihn standen zehn Menschen in herzlichster Trauer; sie selbst waren ein

lebendiger Immortellenkranz, der sich auf das Grab niederlegte. Stumm standen sie eine Weile und schauten auf den Stein, der das Beste deckte, was sie im Leben besaßen: ihren Vater. Es ist etwas Heiliges um solch Schweigen, wenn es kein Schweigen der Verbitterung ist; etwas Heiliges um diesen langen, thränenfeuchten Blick auf das Grab seiner Habe.

Dann trat der älteste aus dem Kreise, im geistlichen Habit seiner Zeit, an den Leichenstein und legte auf ihn, als auf eine Kanzel, seine beiden Arme, faltete die Hände und begann:

„Ihr wißt, theure Geschwister, daß der niedere Grabhügel der höchste Berg der Welt ist, von welchem man die weiteste Aussicht hat. Man sieht von ihm zurück in eine lange Vergangenheit und hinaus in eine noch längere Zukunft. Rückwärts auf alle Stationen des Lebens mit ihrem Kampf und Mühsal darin; aber von dieser Höhe gesehen, liegen sie klein zu unseren Füßen, die uns so groß gedünkt. Der Sonnenstrahl der Erinnerung trifft sie, und sie ragen hervor aus der Ferne, wie beleuchtete Kirchtürme. Wir schauen vorwärts in die Zukunft, wie in eine von Nebel umhüllte Alpengegend. Aber zu Zeiten reißt der Nebelschleier für einen Augenblick, und wir sehen die Bergspitzen leuchten im Morgenrot, eine ganze Bergkette steht vor dem entzückten Auge — der Schleier zieht sich wieder zu. Aber wir sind zufrieden, daß wir die Heimat gesehen. „Plus ultra“, „mehr

jenen,“ sagen wir mit jenem deutschen Kaiser, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, und der sich zu St. Just dreimal am Tage in sein, ihm einzig übrig gebliebenes, Territorium niederlegte: in seinen Sarg. Das sage ich Euch, damit Ihr nicht in Trauer versinket am Ort der Thränen, und an der Stätte des Todes mit Gedanken des Lebens stehet. Wir schließen unsern theuern Toten die Augen als letzten Liebesdienst, sie erwidern ihn, indem sie uns die Augen öffnen. Unter diesem grünen Rasen schläft unser treuer Vater, einen treuern gab es nicht. Man wird uns dies Zeugnis nicht übel deuten, möchte jedes Kind es von dem seinigen sagen. Ihr kanntet ihn, den Mann mit der kleinen, geringen Stelle und Stellung, aber mit dem großen, weiten Herzen und hellen Auge, auf den das Wort Hiobs, des geprüften, paßt: „Ich errettete den Armen, der da schrie, und den Waisen, der keinen Helfer hatte. Der Segen des, der verderben sollte, kam über mich, und ich erfreute das Herz der Wittwen. Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog, wie einen Rock. Ich war des Blinden Auge, des Lahmen Fuß. Ich war ein Vater der Armen, und wess Sache ich nicht wußte, erforschte ich, ich tröstete, die Leid trugen.“ Solches alles habt Ihr an unserm Vater gesehen. Ihr erinnert Euch auch, wie dies liebe Vaterherz uns von seinen Vorfahren erzählt hat, die im Frankenlande lebten, deren Schutzpatron Sanct Sebalbus war, der in Nürnberg im silbernen Schrein schläft, und bei dem

die zwölf heiligen Apostel die Totenwache halten. Daß der Vater aber mit Zunamen Notanker hieß, hat seinen guten Grund darin, daß unsere Vorfahren am Main ihres Zeichens Schiffer und Fährleute gewesen, die zu jeder Stunde der Nacht, zu jeder Jahreszeit, bei Hochflut und Eisgang ihres Lebens nicht geschont, noch ihrer Ruhe und Bequemlichkeit geachtet, sondern willig und gern, da niemand helfen konnte noch mochte, sich hergaben. Daher man spottweise sie die „Notanker“ nannte. Aber der Welt Spott ist Gnade bei Gott. Das Geschlecht ist zerstreut in alle Winde, aber das Wappen führen sie alle, das der ehrenfeste Rat zu Würzburg den Vorfahren als Lohn gegeben; ein Schiff mit gebrochenem Mast und Segel und zerrissenem Anker, das durch den Notanker in den Wogen gehalten wird. Das sei zum bleibenden Gedächtnis auf die Geschlechter vererbt, daß sie auch die Tugenden erben, dieweil ein Kind darauf nicht pochen darf, edle Vorfahren zu haben, so es selbst nicht edel ist. Denn was hilft es, so einer schief und bucklig ist, und seine Mutter rühmt, daß sie schlank wie eine Tanne gewesen, und ein einfältiger Sohn sich brüstet, daß sein Vater im Räte gefessen? Dieser Ruhm ist nicht fein. Darum gedenket des letzten Wortes des treuen Vaterherzens, da er zu uns sprach: „Gold und Silber habe ich Euch nicht zurückzulassen, da graben die Diebe danach, noch Kleider und Hausrat, den verzehren Rost und Motten. Aber ein

besseres habe ich für Euch deponiert im himmlischen Schatzhaus: das ist der Segen, den Gott hat auf alle Arbeit und alles Gebet gelegt, das sind die Gaben der Armut, die ich geben konnte, und mich des kupfernen Scherfleins der Witwe getrösten, das der Silberblick des himmlischen Münzwardein zu einem so reichen Kapital gemacht. Darum, und das ist mein letzter Wille und Vermächtnis an Euch: Schonet Euerer selber nicht, um des anderen willen und gebt gern Zeit und Habe, Rat und Wort, Gang und Bitte für des Nächsten Dienst, und gedenket des Wortes, daß Leben Liebe ist und daß, wer sein Leben behalten will, solches verlieren wird, und wer es verliert, es gewinnen wird hier zeitlich und dort ewiglich.“

Damit schloß er die Rede, und die Geschwister, sieben Brüder und drei Schwestern, reichten sich die Hand, und jeder gelobte, treulich zu halten, was des Vaters letzter Wille war. Auf dem Grabstein aber stand nur: „Hier ruhet im Frieden Sebalduß Notanker. Er war, was er hieß.“

Der Magister, der die Rede gethan, nahm die unverforgte, jüngste Schwester Ursula und den jüngsten Bruder Erasmus an der Hand und umarmte die Geschwister zum Abschied. Er wollte nach Thüringen ziehn, wo ihm eine Stelle zugesagt war. Dann gingen sie auseinander und zerstreuten sich durch die Welt hin, gaben sich aber das Versprechen, so anders es möglich, alle zehn Jahre sich zu treffen an des Vaters

Grab und treulich in der Not zusammenzuhalten. Das alles war ums Jahr 1687, da allerhand böse Zeit im Lande war.

Wir lassen den Faden der Geschichte der Geschwister einstweilen sinken, das Buch selbst berührt auch kurz den Lebensgang derselben und meldet nur, daß sie in ihrem Alter noch viel treuer zusammengehalten, als in ihrer Jugend. Sie hatten's doch erfahren, daß Blut ein viel dickerer Saft sei, als Wasser, und ein Mensch in seinem Alter wieder an seinen Anfang mit seiner Erinnerung und seiner Liebe kehre, und daß die, die unter einem Herzen gelegen und die Füße unter einen Tisch einst gesteckt, schließlich doch auf einander gewiesen wären. Freilich sei das nicht allenthalben so der Fall, wie hier in der Familie des Sebalduß Notanker. Denn viele helfen zehntausendmal lieber wildfremden Leuten, als ihren eigenen, die weil man davon keinen absonderlichen Ruhm und Ehre hat. Aber der Notanker besondere Gabe war, stilles Leid in der Familie wortlos zu heilen. Man wußte nicht, woher die Hülfe kam, und drum riet immer einer auf den andern: „Das kann nur Erasmus, das kann nur Juditha, das kann nur Sebalduß sein.“ Wir eilen denn zu dem Magister, dem Erstgeborenen, der mit den beiden Geschwistern zur Rechten und Linken über das Fichtelgebirge hinuntersteigt ins Thüringer Land. Einst war er leichten Herzens ausgezogen von der Heimat und aus dem Elternhause,

da er als Jüngling gen Leipzig zur Hochschule ging, und mit dem Ränzeln auf dem Rücken zu Fuß gewandert.

Seine ganze Barschaft bestand damals aus ganzen zehn Reichsthalern, wie sie einst in der Reichsmünze auf dem Triefels geschlagen wurden. Die hatte das gute Mutterherz still zusammengespart und ihm in den Rock genäht, jeden apart für sich. Aber was sind nicht zehn Thaler für ein Kapital, wenn sie in der Tasche eines sorgenfreien Gemütes stecken! Unterwegs war er so ungefähr in die Pfarrhäuser geraten und hatte im besten Latein die Pfarrherren hin und her angerebet, und selbst die Pfarrfrau, die doch nicht auf hohen Schulen gewesen, verstand dieses Latein aus dem Fundament und setzte dem fahrenden Schüler ein geschmälztes Suplein vor und was sonst die Jahreszeit brachte. Dafür spaltete der Studiosus dem Pfarrherrn kunstgerecht das Holz, so wie er's vom Vater gelernt, setzte sich auch, wo's Kinder gab im Hause, mitten unter sie hinein und leimte ihr Spielzeug. „Denn Kinderhand ist bald gefüllt, und Kindes Thräne bald gestillt.“ Das wußte er von seinen Geschwistern, die er als Ältester alle hatte mit aufziehen helfen. Wie oft hatte er als Scholar sein lateinisch Regelbuch in der Hand und rührte mit der anderen im Breitopf, oder er wiegte den Säugling und sang sich auf selbstgesetzte Weise die lateinischen Regeln vor. In Leipzig quartierte er sich bei dem Blasbalgtreter und Leichenbitter an St. Thomas mit Namen Theobald ein, denn

er gedachte: Wer der heiligen Kirche dienen will, muß unten anfangen und so allmählich zur hohen Klerisei aufsteigen, und wer der kleinen Leute kleinen Dienst nicht achtet, ist auch des großen nicht wert. Daß er so schnell den Blasbalgtreter fand, kam daher, daß er an den alten Theobald einen großen Brief seines Vaters hatte. War doch dessen Sohn, der Theobald, einst als Goldschmied auf seiner Wanderschaft in Nürnberg dem alten Sebalduß auf der Herberge bekannt geworden. Da hatte er ihn des öfteren mit nach Hause genommen, und die Mutter hatte des goldhaarigen Bürschleins gepflegt, als wäre es ihr eigenes Kind, denn, dachte sie: wärst auch froh, wenn dein Sebalduß einst auf der hohen Schule ein Mutterherz fände, das seiner pflegte.

Wir müssen abbrechen, wiewohl gerade die Studenzeit des Sebalduß zu lesen so manchem flotten Bürschlein heutiger Tage recht anständig wäre. Wie oft saß er droben bei den Blasbälgen und half dem engbrüstigen Männlein die Bälge treten, wenn der Wind in der Orgel und die Luft in seiner Brust ihm ausging, und wie manche Abendstunde setzte er sich selbst an die Orgel und sang den beiden Alten muttersseelenallein mit seiner schönen Stimme in der dunklen Kirche vor! Dann hielt er Armeschule, allwo lauter Barfüßler sich einfanden; so manchem zog er den Dorn aus dem Fuße und legte ein Sälblein drauf, ehe er zu dozieren anfing. Denn

noch tiefer als Horaz und Virgil saß ihm die Ode seiner Mutter:

Weisheit macht die Köpfe voll,  
Und auch je zuweilen toll,  
Offnes Aug' und flinke Hand  
Geht durch's ganze deutsche Land,  
Nur nicht Hand und Fuß gespart,  
Das ist St. Sebaldus' Art.

Da begab's sich, daß sein alter Hausvater krank ward und den Dienst nicht mehr vor Leibeschwachheit versehen konnte. Und Sebaldus sprach zu ihm: „Gebt Eure Dreispitz her und Eure Perücke, Euer seidenes Mäntelein und Eure Krause, und laßt mich zu den Toten gehen statt Eurer und ihnen die letzte Ehre erweisen.“ Und das ward sein Glück und Segen. Denn da er in eines reichen Kaufherrn Haus gerufen ward, dem sein Weib gestorben, und er so bescheiden und teilnahmsvoll sprach, als wäre seine eigne liebe Mutter ihm gestorben, — da sagte ihm der reiche Herr: „Ihr seid doch nicht der alte Theobald, woher kommt Euch solch Trostwort?“

Da erzählte er denn von Vater und Mutter und seinen Geschwistern, und dem alten Herrn ging das Herz auf, und er hat ihm geholfen, daß er nicht mehr mußte Leichenbitter sein, und setzte ein Sümmelein aus, davon dem alten Theobald ein Adjunkt angeschafft ward. Und als die Zeit kam, da der Studiosus vor

der hochwürdigen Fakultät sollte zum Magister promovieren, übernahm der Kaufherr die Kosten samt dem Schmaus, und die hochgelahrten Herren hätten schier ob solcher Ehre und ob des guten Essens das Examinieren vergessen.

Ein Zug nur aus seiner Magisterzeit, der ihn bezeichnet. Am alten Spittel war ein anderer Magister angestellt, der besser einen Musketier hätte abgegeben können, denn einen Theologen, der sollte die Greise und Greisinnen in ihrer Trübsal trösten. Aber das ward ihm blutsauer, und die Leute wollten auch seinen Trost nicht annehmen und murrten weiter fort, denn er selber hatte kein getröstetes Gemüt. Da traf er einmal einen seiner Pflegebefohlenen, einen siebenjährigen Mann, der im Walde vor Leipzig ein Bündel Holz heimschleppte, sein Stüblein zu heizen. Da machte er sich zu ihm und gedachte, in freiem Feld hast du ihn besser, als wo die vielen bösen Zungen sind im Spittel, und sprach mit ihm von der Ergebung in Gottes Willen, grad wie's im Buch stand. Aber der Alte wollte nichts hören, sondern seufzte nur unter seinem Bündel und klagte Gott und die Welt an. Von diesem Gange kam er heim und traf gerade den Sebalduß und klagte ihm sein Leid über die Verstocktheit des Alten. Da schaute ihm Sebalduß ins Auge, wie nur er einen so anschauen konnte, und sagte: „Gelehrter Herr Magister, mich wundert nicht, daß Eure Rede abgeprallt ist wie der Pfeil am Stein, Ihr

habt eins nicht gethan.“ — „Was denn?“ — „Ihr hättet dem Alten mal das Holzbündel erst abnehmen sollen auf Eure jungen Knochen und sagen: ‚Gebt mal her, Alter, mir geschieht’s nicht sauer‘; und dann hättet Ihr so sachte anfangen können, von allerlei Trost zu reden. Das wundert mich nimmermehr. Wisset Ihr nicht, daß geschrieben steht: ‚Und Abraham pflanzte Bäume und predigte den Namen des Herrn‘? Hätte er im heißen Sonnenbrand gepredigt und nicht im kühlen Schatten, da die Pilger sich lagern konnten, ihm hätte keiner zugehört.“ — „Das schickte sich wohl für Abraham, aber nicht für einen Magister der freien Künste und der heiligen Theologie.“ — „Dann hat sich’s auch nicht geschickt, das unser Herr und Meister seinen Jüngern die Füße gewaschen und sie getrocknet hat, und der war doch mehr als Ihr und ich,“ erwiderte ruhig Sebaldus.

Aus dem allen sieht man, daß Sebaldus wohl vorbereitet heimkehrte zu seinen Eltern und eben recht kam, als seine liebe Mutter todkrank lag. Da hat er sie getröstet und ist nicht gewichen von ihrem Bette, bis sie sanft heimgegangen. Dann that er ihr selbst die Abdankung in der Kirche und redete herzbrechlich davon, wie man eben nur eine Mutter zu besitzen und nur eine zu verlieren habe, und daß keine Liebe sei wie Mutterliebe, die nimmer fordert, sondern immer opfert, die mit den Kleinen klein, mit den Großen groß ist. Daher auch der große Gott, wenn er seine trostreiche Liebe

zu den Menschen will preisen, spreche: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ So trafen wir ihn dann an des Vaters Grab, der bald nach der Mutter heimging, „denn,“ sagte der alte Sebalduß, „das Herz ist nun fort aus dem Hause, jetzt geht auch das Haupt bald schlafen. Wenn man so im Alter mit einander grau geworden ist, da ist eins des andern Stab, daran sich das Herz hinaufrankt; wenn nun die Rebe verwelkt, was soll der Stab noch im Weinberg?“

In der neuen Pfarre, die Sebalduß wiederum dem alten Kaufherrn zu verdanken hatte, der mit dem hochmögenden Patron geredet und ihm herzlichst den Sebalduß empfohlen als einen, der nicht die Wolle, sondern die Schafe suche, war alles noch recht öde und leer. Die wenigen Häbseligkeiten, der alte Schrank aus dem Vaterhaus und das Bett, darin sein Vater gestorben, von dem er sich nicht trennen wollte, und ein paar alte Folianten waren alles in dem Hause. Aber das Mägdelein, die Ursula, half tapfer, und Erasmus wußte auch, wie viel es geschlagen, und so rüsteten die beiden das Haus zu, derweil Sebalduß durch die Gemeinde ging. Da fand er Arbeit genug, und er hat sein Amt treu verwaltet, und was von seinem seligen Vater galt, das konnte auch von ihm gelten: er war der Blinden Auge und der Lahmen Fuß. Sein Lösungswort war:

Trägt Dir die Welt nicht Freuden zu,  
Wohl Dir, so kannst doch Du erfreu'n,  
Das Leben eilt, so eil' auch Du,  
Um Freudenfaaten auszufreu'n.

Und über seiner Studierstube stand das Wort:

„Not kennt keinen Feierabend.“

Seinen Erasmus brachte er zur hohen Schule, nachdem er ihn selbst unterrichtet; um Ursula warb ein treuer Mann, der sie bald heimführte. Da erst dachte Sebalbus daran, sein eigen Haus zu gründen. Von seiner Hochzeit und der wundersamen Predigt, die ihm gehalten worden, zu reden, führte zu weit, aber das will ich sagen, sie war gut und wahr, und das ist besser als hoch und schön. Sie gab ihm einen kräftigen Hochzeitstrost und eine Aussteuer auf den Weg, die die Diebe nicht stehlen, und Motten und Rost nicht fressen können. Sein Weib war seines Geistes. Sie war das zehnte Kind unter vierzehn Kindern und brachte ihm nichts mit, als ihre dreizehn lebendigen Geschwister und ein wenig Hausrat, aber einen allzeit fröhlichen Sinn, einen klaren Verstand und ein warmes Herz für alles arme Volk und für die Not ringsum. Aus diesem Hause ging nun wieder ein reicher Stamm hervor in alle Stände hinein, darunter auch Juristen und Ärzte bis in die heutige Zeit, und die einzige Erbschaft war die des alten Sebalbus: „Lebe nicht dir selbst, wenn du leben willst. Das Herz schlägt früher,

als der Verstand denkt, darum lasse dem Älteren das Vorrecht beim Mitsprechen.“

Unter anderm wird von einem der Nachfahren was Absonderliches berichtet. Er hat sich als einen echten Notanker bewiesen. Derselbe stammte auch aus einem Magisterhause, darinnen mehr Kinder als Geld vorhanden und mehr Vaterunser gebetet, als gesorgt und getröstet wurde. Als derselbe endlich so weit gekommen, daß er sich zum Magisterexamen in Leipzig melden konnte, zog er seines ältesten Bruders fadenscheiniges Röcklein an samt den seidenen Strümpfen seines Vaters. Das einzige, was neu war, das war die schöne Brustkrause, die die Mutter ihm besonders herrlich ausstaffiert. Er zog dann gen Leipzig und, um das teure Nachtquartier zu sparen, legte er sein von vielem Lernen und ob der Angst wegen des gestrengen Examens müdes Haupt in einer Herberge, zwei Stunden vor der Stadt, nieder. In der Morgenfrühe ließ er sich von seinen Wirtsleuten wecken und ein dickes Süpplein kochen, was durchhalten sollte durch das Examen, und dachte dann, sich während des Marsches alle Zahlen der Kirchen- und Rezerhistorie Gottfried Arnolds einzuprägen. Denn er wollte nicht jenem Magister gleichen, der zu seiner geringen Ehre vor den gelehrten Doktoren gestand: er wisse zwar alle Jahreszahlen gar fein, nur nicht das, was da gerade passiert wäre.

Es war November, der Wind ging kalt über das

Lützener Feld, allwo er sich noch den Schwedenstein besah, da kommt er nahe der Stadt an die Pleiße, und wie er am Weidengebüsch wandelt, hört er ein jammervolles Rufen, er biegt die Zweige auseinander und sieht einen Kahn, der auf dem hochgeschwollenen Wasser umgeschlagen, und einen Menschen, der mit den Gluten ringt und am Versinken ist. Schnell springt er mit samt dem fadenscheinigen Röcklein und der schönen Halskrause in die schlammigen Wogen und faßt mit nerviger Faust den Ertrinkenden und zieht ihn ans Land. Dann trägt er noch eine Weile den Ermatteten bis zum Zollhause und übergiebt ihn den Leuten. Aber da sieht er auch, daß die Uhr derweilen fortgerückt und die Thürme von Leipzig noch fern sind. Da greift er aus mit langen Schritten, aber erst, wie er ans Pirnaer Thor kommt und alle Leute den Mann anschauen, der eher einer gebadeten Maus, denn einem Magister ähnlich sah, fällt's ihm auf die Seele, daß er so nicht vor die Fakultät treten könne.

Schnell geht er zum Kalfaktor und bittet, seine Wäsche trocken zu dürfen. Sie wollte aber nicht so schnell trocken werden, als sie naß geworden war, die Halskrause hing weß und voll Schlamm über die Brust herab, und aus dem fadenscheinigen Röcklein gluckte noch das Wasser heraus. Da schlug die Stunde und hochgeröteten Antlitzes trat er in den Saal. Die ehrwürdigen Herren nickten sich bedeutsam zu. Sein Wissen war noch weniger geworden denn zuvor, und

als das Hebräische kam, da schwindelte es ihm unter den Füßen und ward ihm schwarz vor den Augen. „Herr Magister, Ihr habt heut Euren bösen Tag, wo habt Ihr Euer Wissen gelassen?“ Fast hätte Sebaldus gesagt: „Im Wasser der Pleiße“ — aber niemand sollte es wissen. Es ward immer schwüler in der Stube, und als gar einer der Herren an ihm herumzupfte und seine Halskrause visitierte und ihm sagte: „Herr Magister, Ihr riechet nicht nach Gelahrtheit, sondern nach Schlamm,“ da ward ihm völlig dunkel. Sie wollten eben Konzilium halten, wie über einen Malefikanten, als der Kalfaktor dem hochwürdigen Dekan ins Ohr flüsterte: draußen sei ein Mann, der sich nicht abhalten ließe, hereinzukommen. „Laßt ihn herein,“ und herein trat der Gerettete, der dem Magister um den Hals fiel. „Euch habe ich gesucht in der ganzen Stadt, ich höre, Ihr müßtet Magister heut werden. Mein Gott und Herr! Ihr seid ja ein Magister, wie er Lucas am 10. steht, da Ihr mich aus dem Wasser gezogen.“ Da schauten sich die Herren an und schüttelten ob dem wunderbaren Kandidaten die Köpfe, der, derweil sie noch sanft schliesen, einen Menschen gerettet. Und alle erklärten ihn trotz des schlechten Hebräisch für bestanden, nur ein Griechogram ließ sich dergestalt vernehmen: „Wenn Er wieder ein Examen macht, dann lasse Er vorher solche Dummheiten bleiben.“ Sebaldus aber war hochvergnügt und eilte zu seinen lieben Eltern, die sich baß wunderten,

daß das Röcklein schier die Farbe gelassen und die Halskrause so weß sei, aber gesagt hat er nicht, wie das alles so gekommen.

War das der eine, so wird auch von einem andern Nachfahr des Sebaldus berichtet, der nicht minder echt war als sein Vorgänger.

Nachdem er sein Examen bestanden, hatte er erst noch lange keine Pfarre. Denn er fiel in jene Zeit, wo die Kandidaten dem hochwürdigen Konsistorio ein Büschel ihrer weißen Haare einsandten, zum Zeichen, daß es nun hohe Zeit sei, sie anzustellen. Andere konnten leider mit diesem überzeugenden Beweismittel nicht dienen, denn der Mondschein auf dem Haupte ließ sich nicht einwickeln. So mußte er denn als Hauslehrer zu einer adligen Herrschaft auf ein Gut und dort die ziemlich ungeleckten Bären des Barons auf einen menschlichen Standpunkt bringen. Da hatte er seine liebe Not, denn die Rangen waren lieber im Stall als beim Julius Cäsar. Sein Trost war das einzige Mägdlein im Hause, ein sinniges, feines Kind, das dem Kandidaten besonders zugethan war. War er doch ein Lehrer von Gottes Gnaden, wenn auch sein Wissen nicht an das der Professoren hinreichte, die nicht allemal davon den Namen haben, daß die Kinder etwas bei ihnen profitieren. Sebaldus wußte recht gut, daß Sorge Sorge sei, ob sie ein Kindes- oder ein Mannesherz drückt, und Last Last sei, ob sie auf Kindes- schultern oder Mannesrücken ruht. Ist ein Gefäß zum

Überlaufen voll, so ist es eben voll, ob's nun ein Wasserglas oder ein Heidelberger Faß ist. So ist's um das Wehe eines Kindes; es trägt um kleine Dinge oft einen großen Schmerz. Im Licht der Ewigkeit von oben herunter gesehen, werden einst unsere größten Schmerzen auf Erden doch nur wie Kinderschmerzen uns erscheinen. So dachte Sebalbus auch, und da dem Kind die Mutter gestorben war, so dachte er, Du willst sie trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Das ging nun so Jahre hindurch fort, und aus dem Mägdlein war ein hübsches Jungfräulein geworden. Aber soviel Freier auch kamen und um sie warben, sie wies sie ab, denn so wie Sebalbus war keiner, so liebend, so zart und doch so ein ganzer Mann mit dem seelenvollen Angesicht. Da, als Sebalbus endlich eine Pfarre bekam, vertraute sich das Mägdlein ihrem Vater und sagte, sie wolle keinen Bräutigam als nur den Sebalbus. Der werde aber sich nicht getrauen, um ihre Hand anzuhalten, dieweil er arm sei. — Da brannte der alte Baron auf und sagte so etwas, daß sein Geschlecht geschändet werde durch solche Heirat, und was dergleichen mehr war. Aber das Mägdlein sah ihn so ruhig an, daß der Baron vollends aus der Fassung kam. „Du kannst mir wohl verbieten, lieber Vater, ihn zu heiraten, aber nicht gebieten, einen andern zu nehmen. Dann bleibe ich eben bei Dir, bis an mein oder Dein sanftseliges Ende.“ Sebalbus packte seine Habseligkeiten zusammen, nahm Abschied

von dem Baron und dem Töchterlein, ohne irgend auch nur ein Wort zu sagen außer dem Dank. Sein Herz dachte ja nie daran, daß das Edelfräulein an ihm Wohlgefallen haben könnte oder gar ihm die Hand reichen wollte. Sie winkten ihm beide noch lange nach, denn auch dem Baron wurde es immer klarer, welchen Edelstein er an diesem treuen Manne besessen und daß sein Kind nirgends besser gehalten werden könnte, denn bei Sebaldus. Aber die andern Gedanken kamen wieder, was die Sippe wohl dazu denken würde, wenn er sein Kind einem armen Pastor antraute. Die Jungen waren schon längst aus dem Hause, dienten oder studierten und kosteten dem „Alten“ ein schweres Geld; auch dessentwegen hätte er gern eine reiche Partie für sein Töchterlein gehabt. Sie aber blieb fest, immer gleich freundlich, aber sie schwand auch sichtlich dahin. Die blühenden Wangen welkten, und die Augen waren trübe vom Weinen. Da sah der Baron doch mit Sorgen drein. Eines Tages bekam Sebaldus einen Brief vom Baron, darin derselbe ihn bat, doch einmal bald zu kommen, dieweil er nötig mit ihm zu sprechen habe. Und Sebaldus kam auch in seiner Kutsche, die einer Arche Noäh ähnlich sah, etliche Tage darauf angefahren und meldete sich. Das Jungfräulein sah er nicht, sie war über Land geschickt worden. Die Unterredung dauerte lange; aber das Ende war, daß die beiden, Sebaldus den Baron am Arm führend, den Schloßpark verließen und in den Wald gingen, tief im Gespräch.

An einer Lichtung mit freiem, köstlichem Blick hielt der Baron, und setzten sich die zwei auf eine Bank. Der Baron zog die Uhr und schaute und horchte. Da hörte man Hufschlag, und daß ein Wagen, über weiches Moos und Tannenreiser gleitend, sich näherte. Das Edelfräulein hatte allein kutschiert, sie warf die Zügel zurück und sprang dem Vater entgegen, ihn umarmend, während Sebalbus hinter einer großen Buche auf Befehl des Barons postiert war.

„Mein Kind,“ sagte der Baron, „ich sehe, wie es Dir am Herzen zehrt, daß Du Dein Herz nicht teilen könntest mit dem, den Du liebst. Willst Du denn brechen mit Deiner Vergangenheit und in die Armut ziehen, Deinen Namen ablegen und eine Notankerin werden, ist das noch Deines Herzens Meinung, dann sag' ein laut vernehmlich ‚Ja,‘ daß es in den Wald schallt.“

Die Tochter schaute ihn freudestrahlend an. „Ist's wirklich wahr, willst Du Deinen Segen geben, wenn Sebalbus auch will?“ Der Baron nickte. Da rief das Edelfräulein laut hinein in den Wald: „Ja, liebster Vater, ja!“ — Da rauschte es in den Zweigen, und hinter dem Buchenbaum trat Sebalbus hervor und küßte ihr ehrerbietig die Hand. Sie aber küßte ihn auf den Mund und sagte: „So, nun sind wir zusammen ein Paar, und ich will Deine Notankerin sein.“ Dem Sebalbus war wunderbar über alledem zu Mute, und alles schien ihm ein seliger Traum zu sein. Der

alte Baron aber legte ihre Hände in einander und sprach ein kräftig Gebet und Segen über die beiden hin. Dann reichte er ihnen sein großes Jagdmesser und befahl ihnen, ihre Namen in die große Buche zu schneiden. Das galt dem Baron soviel, als wenn heutzutage einer mit seiner Braut vor den Standesbeamten geht, und sogar noch ein bißchen mehr. Die drei kehrten zurück, der Baron fuhr das junge Paar nach Hause und stellte es den Insassen als vor Gott verbundene Brautleute vor. Da freuten sich alle, denn Sebalduß hatte jedem unter ihnen irgend eine Liebe gethan, sei's im Wort oder in der That. Freilich lief die Sache unter der Sippenschaft, und namentlich bei den Brüdern der Braut, nicht so glatt ab, als sich das so liest. Die wollten gar nichts davon wissen und schwuren hoch und teuer, daß sie nicht zur Hochzeit kommen würden. Nur der Jüngste, der seine Schwester und auch den Sebalduß liebte, weil der ihn in einer langen Krankheit Tag und Nacht gepflegt hatte, davon er noch immer schwach und zart geblieben, schrieb ihnen einen herzlichen Brief. — Die Hochzeit wurde gefeiert, die Brüder bis auf den einen und die Sippe blieben aus, dafür kamen auch drei Notanker hergereist, um ihre neue, wundersame Schwester zu sehen. Das waren so prächtige Menschen an Leib und Seele, daß der Baron wohl dachte, wenn nur das deine Zungen wären! Das junge Paar ward schlicht, aber reichlich ausgestattet, so wie's in ein Pfarrhaus paßt. Denn es will sich

doch nicht schicken, wenn's in einem Pfarrhaus auf dem Lande so aussieht, daß die Gemeindefchäfflein, wenn sie zu ihrem Hirten kommen, die Stiefel und Schuhe ausziehen müssen, damit die schönen Teppiche nicht kaput gehen, wie das in einem Pfarrhaus einst Mode war. Schnell hatte sich die junge Frau gefunden in dem kleinen Hause und Licht und Freude, Sonnenschein und Liebe hineingebracht. Durch's Dorf ging sie wie ein gütig Wesen aus einer andern Welt und brachte den Kranken die Süpplein, den Alten den kräftigen Wein aus ihres Herrn Vaters Keller. Aber das beste war doch, wenn sie sich hinsetzte und ihren rosigen Mund mit den perlengleichen Zähnen aufthat und die Alten und Kranken tröstete. Das ging so ein und das nächste Jahr, der alte Baron stand auch Gevatter bei ihrem Kindlein samt dem jüngsten Sohn. Der letztere aber sah schmerzlich drein, denn seine Augen glänzten vom Fieber und seine Wangen waren wie ein Rosenbeet. Da bat er am Abend die beiden Pfarrersleute herzbeweglich: „Liebe Geschwister, mit mir will's nicht mehr gehen, mich friert's draußen in der rauhen Welt, aber bei Euch ist's sonnig und warm. Gebt mir Euer Oberstüblein, von wo man den Blick hat auf den Kirchhof, wo auch unsre liebe Mutter liegt.“ Sebaldus reichte ihm die Hand und drückte sie ihm innig, und ohne ein Wort mit einander geredet zu haben, verstanden sich Mann und Weib, den Bruder aufzunehmen. Der alte Baron sah wohl, daß er ihn im Schlosse nicht

pflügen könne, und war herzlich froh, daß sein Kind so sanft gebettet sein sollte. Und wie haben sie es ihm so traulich gemacht im Oberstübchen! Da stand jeden Tag ein frischer Strauß auf dem Fenstersims, oder sie trugen ihm das Lotterbettlein in den warmen Sonnenstrahl unter die hohen Malven, die im Garten blüeten. Und er schaute so dankbar auf den Bruder Sebalduß, der ihm ein viel besserer Bruder war als seine rechten Brüder, die sich jetzt gar nicht um ihn kümmerten, denn sie hatten das Pfarrhaus noch nicht betreten.

Da kam eines Tages ein Brief des ältesten Bruders der jungen Pfarrfrau an Sebalduß. Zuerst schrieb er viele Worte der Abbitte, daß er so gegen seiner Schwester Hochzeit gescholten; er wäre längst gekommen, dieweil er aber einen Schwur gethan, das Haus nicht zu betreten, so könne er ihn nicht brechen. Aber nun rechne er doch auf seine brüderliche Liebe. Er habe im Spiel eine große Summe verloren, und sei seine Ehre dahin, wenn er sie nicht zahle. Dem Vater könne er nicht unter die Augen treten, der habe ihm schon viel geholfen, aber Sebalduß solle schauen, ob er nicht den Vater bewegen könne, noch einmal zu helfen. Er wolle ihm diesen Liebesdienst zeitlebens nicht vergessen. — Da stand denn Sebalduß und beriet mit seinem treuen Weibe. Sie spannten die Pfarrkutsche an und fuhren zum alten Baron. Den trafen sie matt und krank. Als sie mit ihrer Bitte herausrückten, be-

deckte er sein Haupt mit beiden Händen und weinte herzbrechend. Die Tochter umschlang den Vater mit ihren Armen, und Sebalbus nahm ihm sanft die Hände in die seinen. „Es ist vorbei,“ sagte der Baron, „ich bin ein geschlagener Mann. Das Gut ist schon überschuldet gewesen, und vorgestern war Termin mit den Gläubigern. Aber das stößt dem Faß den Boden jetzt aus. Will ich den unnützen Jungen retten, dann muß ich Schloß und Hof verkaufen, und Ihr seid auch geschlagen.“ — „Denkt nicht an uns, Herr Vater,“ sagte Sebalbus, „wir bedürfen's nicht. Aber retten möcht' ich Euch aus den Händen Eurer Dränger. Mein Bruder Medardus zu Danzig ist ein vermögender Mann, der wird Rat wissen. Laßt mich dahin gehen. Es ist zwar weit, aber für einen Notanker doch nicht aus der Welt.“ Und nach etlicher Zeit kam er heim mit der Kunde, daß ein reicher Kaufmann das Schloß und Gut wolle einstweilen übernehmen und auch die Schuld des Sohnes bezahlen. Der Baron sollte aber ruhig auf dem Gute bleiben und könne die Schuld in Jahren abtragen und wieder zu seinem Besitz kommen. Da ward's denn wieder Licht im Hause, und der Baron dankte seinem Schwiegersohn so herzlich und wollte ihm die Hand küssen, was Sebalbus nicht litt.

An einem stürmischen Abend pochte es an der Thüre des Pfarrhauses, und herein trat ein hochstämmiger Mann in abgerissener Kleidung und mit ver-

wittertem Gesicht. Er bat um Nachtquartier oder um ein Almosen. Da er vor Kälte und Hunger zitterte, setzte ihn die Pfarrfrau ins Zimmer an das warme Flackerfeuer und redete mit ihm. Ihr war's, als habe sie die Stimme schon irgendwo gehört, und konnte sich doch nicht besinnen, wo und wann. Noch immer hatte der Fremdling den großen Schlapphut tief in die Stirne gedrückt. Nun ward's ihm zu warm, und er legte ihn ab. Da zeigte sich eine große Narbe, die über die Stirn quer herüberlief; der Lichtschein fiel grell darauf. Da ging es wie ein Blitz durch die Seele der Pfarrfrau. „Kurt, Du bist's!“ Und sie küßte ihn in den wilden Bart hinein und hielt ihm die Hände entgegen. „Ja, ich bin's,“ sagte er mit todmüder Stimme, — „Euer verlornor Kurt — Euer verlornor Sohn im Evangelium.“ An der Narbe, die er einst als Junge durch den Hufschlag eines Pferdes erhalten, hatte sie ihn wiedererkannt. Dieser Sohn war der dunkelste Fleck in der Familie. Reichbegabt und wohl-erzogen, kam er auf der Hochschule in schlimme Hände und Händel, entfloß nach Paris und irrte durch die Welt. Seine Spur war seitdem völlig verloren. Vor dem Baron durfte man seinen Namen nicht nennen, wollte man ihn nicht in Leid und Aufregung senken. Nun war er heimgekehrt und hatte den Weg zurückgefunden ins Vaterhaus, aber er traute sich nicht hinein, wohl aber zu Sebaldus, dessen Wohnort er erkundet. Der trat auch bald herein und fiel ihm

um den Hals, als wie einem Bruder. Was die drei am Abend am Kaminfeuer gesprochen, wie die Schwester ihn in neues Gewand gekleidet von Kopf bis zu Fuß und neben den kranken Bruder ins andere Oberstüblein gelegt, das kann sich der Leser selber ausdenken. Aber es war für Sebalbus noch ein herber Ritt hinüber aufs Schloß, den Vater vorzubereiten und dem Sohn den Weg zu bahnen. Dort an jene Buche, wo er sich einst mit seiner geliebten Frau verlobt, hatte er den Sohn hinbestellt, dort sollte er warten. Und er fand den Baron weich gegen seines Kindes Elend und froh, daß er wieder heimkehren wolle, aber sehen wollte er ihn nicht. Denn Sebalbus hatte ihm nur gesagt, daß Kurt geschrieben. Aber allmählich bereitete er ihn des weiteren vor und nahm den Weg mit dem Baron durch den Wald zur Buche. Dort stand Sebalbus still und sagte mit herzbeweglicher Stimme: „Herr Vater, hier habt Ihr uns einst zusammengegeben und mir Euer bestes Geschenk, das Kleinod aus Eurem Hause, Euer Kind. Und ich konnte Euch nichts bieten denn Liebe und Treue, und habe Gott gebeten, er möge mir, so es not sein sollte, geben, daß ich Euch solche Liebe vergelte und thue nach dem Wappen unserer Vorfahren. Nun laßt mich bitten für Euer ander Kind, das heimgekehrt ist aus der wilden Fremde und Euch seine Beichte thun will. Wir wollen ihn in unser Haus nehmen, bis er wieder ganz gesundet ist und Eures Alters Trost wird. Reichet mir die Hand und vergebt ihm!“ Da konnte

der Baron sich nicht länger halten und fiel dem Sebalbus um den Hals und sagte: „Du hast mehr denn Kindespflicht an mir gethan, und Dir kann ich nichts weigern.“ Da trat hinter der Buche der Sohn hervor und fiel zu des Vaters Füßen, nicht anders als es Lucä am Fünftehnten steht.

Der franke Bruder ging bald darauf heim, und sein Sterben ward dem Verlorenen und Wiedergefundenen noch ein besonderer Segen. An seinem Grabe traf auch der Älteste mit den andern zusammen, und diesmal kehrte er ein in das Pfarrhaus wie ein Bruder. Die Sonne fing wieder an, über dem Schlosse zu scheinen, denn durch gute Ernten und eine reiche Erbschaft, von seiner Frau Seite her, konnte der Baron sein Gut wieder an sich bringen, und seine beiden Söhne waren seines Alters Trost.

Die Namen in der Buche sind nun längst vergessen und kaum kenntlich mehr, aber unter ihr hat oft der Baron mit seinen Kindern geseßen. Aber die Krone war jedesmal, wenn Sebalbus zu ihnen sich setzte mit seinen Kindern, die sich auf dem Schoße des Barons und dem seiner Kinder wiegten. Als der Baron aus dem Leben schied, galt sein letzter Abschied dem Sebalbus: „Du warst uns, was Du hießest, hab' ewig Dank, mein bester Sohn, Sebalbus Notanker!“

Das alles stand in jenem Buche und auch als Anhang ein Stück aus dem Tagebuche eines der

Notanker, der in Thüringen in der Nähe von Arnstadt wohnte. Aus ihm will der Verfasser nur etliches mittheilen, denn aus dem wenigen kann man schon auf das andere schließen, und vielleicht macht sich der geneigte Leser noch hier und da ein Sprüchlein selber dazu. Ebenso soll noch ein kleines Stück aus einer Predigt jenes thüringischen Sebalduß mitgeteilt werden. Was ich aber weiter von der Familie erfahren konnte, war nur, daß auch der weibliche Teil, wohinein er auch heiratete, als bestes Gut den Geist und Sinn der Notanker brachte. So stammen denn von solchen notankerischen Frauen in gerader Linie bedeutende Männer ab, wie z. B. in Weimar Johannes Falk, der das erste Rettungshaus baute, und der alte Oberlin im Elsaß, der sich der Kinder annahm, der alte Heim zu Berlin, der bei Nachtzeit und bei jedem Wind und Wetter in die hohen Dachstuben zu seinen Kranken kroch. Er hat auch wie ein echter Sebalduß Notanker mütterlicherseits, als er sein sauer erworbenes Vermögen durch einen fremden Bankerott verloren, seiner kurzen Trauer damit Einhalt gethan, daß er zu sich sprach: „Heim, sei kein Esel! Wer hat Dich aus einem armen Pfarrerskind zu einem berühmten Geheimrat und Leibarzt gemacht? Kann Der Dich nicht auch ferner erhalten?“ Die meisten Namen aber stehen in den Büchern, die erst in der Ewigkeit aufgethan werden. Für mich aber hat seitdem der Sebalduß Notanker einen noch viel besseren Klang denn zuvor, und ich

verstehe gleich, wenn es heißt: „Sei mir Sebaldus Notanker.“

Wohlan denn zum Schluß eine Gedankenlese aus Sebaldus Notankers Tagebuch.

Je älter man wird, desto mehr liebt man die Menschheit und zieht sich von den Menschen zurück. Wie man in der Jugend den bunten Lichtern nachjagt, im Alter die wärmende Sonne sucht.

Täglich nur eine halbe Stunde gefüet für andere, und Du wandelst im Alter durch ein Ährenfeld der Liebe, der Freundschaft und der Freude.

Wollte, über diese Erde schreitend,  
Jeder auch nur einen Fruchtbaum pflanzen,  
Eine Blume, einen Duftstrauch hegen —  
Wandelten wir längst im Paradiese,  
Blühte um uns Edens Garten wieder.  
Soll es reichlich zu Dir fließen,  
Reichlich andre laß genießen.

Die Menschen geben, um die Menschen los zu sein; Gott giebt, um uns an sein Herz zu binden. Seine milde Hand soll uns zu seinem noch viel milderen Herzen führen.

Wenn Du gibst, gieb Opfer und kein Almosen.

Arm ist nicht der, der nichts hat, sondern der nichts giebt.

Sei mit Deinen Geistesgaben keine feurige Rakete, der man bewundernd nachschaut, und die in Rauch und Nacht sich verliert, sondern ein Leuchtturm, der dem

Irrrenden daß rettende Ufer zeigt, ein stiller Stern, der dem Schiffer die Bahn weist.

„Ich war ein geringer Thon,“ sagte die wohlriechende Erde, „bis Rosen in mich gepflanzt wurden.“

Was Gott auflegt an Last, das legt er auch zu an Kraft und Trost. Arm hat sich schon mancher gespart, aber noch niemand arm gegeben.

Ein offnes Herz, ein offnes Auge, eine offne Hand, einen offnen Himmel im Leben, einen offnen Himmel im Sterben, mehr braucht man nicht, um glücklich zu sei.

Es giebt Menschen, in deren Gegenwart uns ist, als ob wir ein Bad voll Sonnenschein nähmen; wir atmen eine erfrischende und kräftigende Luft, als ob wir auf einer hohen Alp ständen, unter uns der trübe Nebel, über uns der lichte Himmel. Wär' ich doch solch ein Mensch!

Nun noch ein Stück aus einer Weihnachtspredigt, deren Schluß also lautet:

„Der Himmel hat sich aufgethan über der dunklen Erde, der Chor der Engel singt sein Wiegenlied dem Gottessohn in der Krippe, und einer der Himmelsboten verkündigt den Menschen große Freude. Einen offnen Himmel, Gott zum Vater, seinen Sohn zum Bruder, die Engel zu Freunden haben, wer wollte da nicht zu einer großen Familie sich zusammenschließen, die eine selige Freude vereint? Wie auch die Freude sei, ob die der jubelnden Kinder, die sich nicht lassen

fönnen vor Freude oder die der schweigenden Kinder, denen die Güte der Eltern die Lippen schließt, sei sie nur wahr und tief! Das arme Christkind bereichert die Welt; der keinen Raum findet in der Herberge, bereitet uns die Wohnung, wo wir ewig unser Haupt hinlegen können. Wollen wir, die Reichgewordenen, die Verarmten nicht bereichern? Im Schiffbruch der Menschheit, Sturm und Wogen preisgegeben, hat uns Gott vom Himmel her den Notanker zugeworfen, wer wollte ihn anderen nicht zuwerfen? Geliebte, was mein armer Name besagt, wir alle können es werden. Die Familie der Notanker wird nicht aussterben, so wenig als die Liebe, von der geschrieben steht: „Sie höret nimmer auf.“ So viele warten auf uns, daß wir ihnen den Anker zuwerfen, seien's Arme oder Betrübte, Verlassene oder einsam sich Fühlende inmitten des großen Menschenstroms, Zweifelnde und Verzweifelnde. In Deinem eigenen Hause, im feuchten Keller oder unter dem heißen Dach wohnen sie vielleicht, denen Du ein Notanker sein könntest, wolltest Du nur Deine Bequemlichkeit opfern und das Herz aus der Brust geben. Fordere nicht von Gott, was Du den Menschen nicht gewähren willst. Fordere keine Gabe, ohne selbst zu geben, keine Vergabung, ohne selbst zu vergeben, fordere nicht Freude und Sonnenschein, ohne sie selbst zu spenden. Willst Du den Anker in Deiner Not haben, sei andern selbst ein Anker“ — so sprach Sebalduß Notanker, der Nachfahr, am Weihnachtstage

zu seiner Gemeinde. Jeder aber ging hinab in sein Haus und fragte sich, ob er selbst im Leben einem andern ein Sebalbus Notanker gewesen.

Du aber, freundlicher Leser, gehörst Du zu dieser Familie?

---

## Moderne Faulenzer.

---

„Seid Ihr nun bald alle richtig im Senkblei?“ fragte an einem heißen Juniabend der Geheimrat Quintus die Seinen. Das sagte er immer, wenn er des Wartens satt war, und jeder im Hause wußte, was das bedeutete: mühsam verhaltene Windstille vor dem losbrechenden Wetter. Wo er den Ausdruck her hatte, wußte man nicht, doch sollte er nach einer dunklen Familiensage in seiner Jugend gern Maurermeister geworden sein, absonderlich deshalb, weil er sich so schön Zeit lassen könne und der Tropfen Maurerschweiß einen Thaler kostet.

Die Familie stand kurz vor der Abreise. Von dem Familienhaupte waren die Rundreisebillette seit Wochen ausstudiert und der Gewinn genau berechnet, den man damit dem Staatsfädel abjagte. Nun mußte nur noch Gepäckrevision gehalten werden, denn sonst verschlangen die unfreien Koffer den ganzen Gewinn. Das gab denn ein Seufzen und Jammern in allen Tonarten, als ein Kollo nach dem andern von dem Vater visitiert wurde, als wäre er ein Steuerbeamter. Was wollten

die Kinder nicht noch alles mitgeschleppt haben und auch die Frau! Aber das half alles nichts. Und das Wort vom Senkblei that seine gewünschte Wirkung. Er war ja sonst ein herzenguter Mann, der Geheimrat, der von morgens bis abends arbeitete und gern den Seinen eine Freude machte; aber freilich, verdorben durfte sie ihm nicht werden. Denn versalzen war ihm das Leben ohnehin schon genug, da er ein vielgeplagter Mann war.

„Also in 1 $\frac{1}{2}$  Stunden sitzen wir auf der Bahn und fertig zum Abläuten!“ So geschah's auch. Mit guten Worten und einem verständnisvollen Händedruck hatte er sich ein Coupé erobert, in welchem er sich mit seinem fünfköpfigen Anhang ausdehnen und das nötige Kleingepäck unterbringen konnte. Dessen war nicht wenig. Den älteren Kindern war die Portion zugeteilt, die jedes zu ergreifen hatte, wenn es an ein Umsteigen ging. Bald sank auch alles in süßen, tiefen Familienschlummer, und in ihm versank noch der letzte Rest von Sorge und Plage und die Angst auf den folgenden Tag vor der trüben Stunde, die jeden Morgen die Kinder aus den Betten weckte, um die nötige Wissenschaft einzusaugen. Was ist es doch um solch eine Abfahrt mit dem Zuge, wo niemand mehr einem nachlaufen und aufhalten kann! Ein Hochgefühl von Entronnen- und Geborgensein umfängt den gebildeten Menschen, eine Empfindung verdienter, lang-ersehnter Ruhe, und vielleicht ist darum der Mensch

manchmal so grimmig auf seinen Nebenmenschen im Coupé, weil er ein gewisses Recht zu haben glaubt, in seiner Ruhe nicht aufgestört zu werden.

Das Ziel der geheimrätlichen Reise war der Schwarzwald. Die ganze Litteratur darüber war gründlich studiert, alle möglichen Partien, die man von dort aus machen konnte, hatte sich der Geheimrat so sorgfältig eingeprägt, als ob er schon dort gewesen. Somit hätte er füglich auch zu Hause bleiben können, wenn ihm nicht die gute Luft und die Ruhe hochnot gewesen und selbst das hätte ihn nicht fortgetrieben, wäre ihm nicht von seinem Sanitätsrat mit dem ernstesten Gesicht, dessen er überhaupt fähig war, bedeutet worden, daß es seine Pflicht als Familienvater und besonders als „Beamter“ durchaus erheische, sich alljährlich einen sechswochentlichen Urlaub von seinem Ministerium zu erbitten.

Hinter dem Sanitätsrate oder vielmehr hinter seinen Worten stand der eigentliche Leibarzt des Geheimrats — und das war seine lebensfrohe und humorvolle Frau. Wenn so die Zeit der Ostern herannahte, dann erschien der Sanitätsrat auf der Bildfläche, zu einer gründlichen Familienuntersuchung. Und danach wurde der Ort bestimmt, wohin die Familie zu wandern hatte. In den Osterferien hatte der Geheimrat die freieste Zeit zu Reifestudien in Hand- und Kursbüchern. Das wußte „sie“ genau. Und ebenso verstand sie es, die Aufmerksamkeit des Sanitätsrats immer auf die Orte

hinzulenken, die sie zu sehen wünschte. Überhaupt war des Geheimrats Hauptglück auf Reisen wie auf der ganzen Lebensreise seine Geliebte, mit der sich leicht reisen ließ — was ja leider nicht bei allen guten, noch besseren Hälften der Fall sein soll. So sehr sie sich zu Hause mit Mägden, Handwerksleuten, Schulaufgaben und großer Wäsche, Besuchen und Gesellschaften abplagte —, auf Reisen schüttelte sie den ganzen Staub ab, froh, einmal für Wochen keinen Küchenzettel entwerfen und keiner widerborstigen Köchin Ständreden halten zu müssen. Aber freilich, ihre Kinder mußten mitreisen, sonst wär's ihr nicht wohl gewesen. War's doch die einzige Zeit im Jahr, wo sie einmal ganz mit ihnen leben konnte. „Ich bin eine Schnecke, die ihr Haus mitschleppt,“ jagte sie oft lachend, wenn sie von Leuten hörte, die froh waren, ihre Kinder einmal los zu sein. War auch manche Mühseligkeit dabei, so lösten sich doch alle die kleinen Unannehmlichkeiten in Heiterkeit auf. Wer eine feste Heimat hat, und drinnen sein Licht und seine Freude, den stört schließlich ein grober Wirt und ein hartes Bett in einem Gasthose nicht. So ist's ja mit der ganzen Lebensreise, wenn man sein Heim in der Ewigkeit hat. Da kann man bei allem Ungemach dennoch mit dem alten Tersteegen singen:

Wir sind hier fremde Gäste  
Und ziehen bald hinaus.

Die Nacht war bald verschlafen, und als die

Familie aufwachte, befand sie sich schon vor den Thoren Frankfurts. Am schönen Heidelberg vorüber, was in der Geheimratsseele allerhand frohe Erinnerungen weckte, ging es dem Schwarzwalde zu. So kamen sie endlich die Berge heraufgekrochen mit dem großen Familientoffer und landeten in herrlicher Gegend, dicht von Tannen eingeschlossen. Die Zimmer waren nach Wunsch, die zwei Jungens kampierten beim Vater, die Mädchen bei der Mutter, denn sonst hätte es allerhand Unsinn gegeben. Das jüngste Mädchen war 4 Jahre alt, die zwei Jungens 8 und 10, und das älteste Mädchen 14. Die Eltern hatten sich eben etwas erfrischt und dann einen Gang gemacht, der sie gleichmäßig entzückte. „Ja, hier kann man wahrhaftig wieder einmal Mensch sein!“ rief der Geheimrat aus. „Als ob Du's nicht immer wärst, lieber Mensch,“ sagte lachend die Frau. „Aber 's ist wahr — Du bist ein armer, geplagter Schelm, dem das ‚Menschsein‘ zu gönnen ist!“

Mittlerweile hatten die Kinder sich mit den Bewohnern des Hauses angefreundet, vor allem mit dem netten Bauernmädchen, das in der zierlichen Tracht jener Gegend ihnen die Zimmer zum Abend zurecht machte. Die freute sich an dem muntern Geplauder der Kinder, von dem sie zwar den allerwenigsten Theil verstand, da die nordische Kinderwelt in einem Sprach-eilzug fuhr, daß dem Mädchen Hören und Sehen verging. Aber die Kinder waren zutraulich, die Kleinsten

war müde und sagte: „Leg' mich ins Bett.“ Da staunte denn die „Apollonia,“ so hieß das Mädchen, über all dem feinen Zeug, welches das kleine Ding auf dem Leibe trug. Sie mußte sich erst zurecht finden in all die Knöpfeleien und machte sich allerhand Gedanken über die Stadtfraülein, wie die wohl besonders zusammengehalten werden müßten, damit sie nicht aus dem Leime gingen.

Der Geheimrat samt seiner Geliebten hatten auch bald die wünschenswertesten Anknüpfungspunkte gefunden in der Pensionsgesellschaft. Die Geheimrätin war, was unschätzbar in solcher Lebenslage ist, wo eine zusammengewürfelte Menschheit — wie Bruchteile einer großen Hotelrechnung — sich zusammenfindet, so eine Art Generalnenner und glücklich verbindendes Glied. Sie brachte die Leute zu gemeinsamen Spielen und Ausflügen und was von ihrem guten Herzen zeugte: sie nahm sich auch der Vereinsamten an, die mühsam einen Anschluß suchten, sei's durch Aufheben einer Serviette oder Hinreichen des Zahnstochers. Selbst den kranken Lehrer, der wegen Schlaflosigkeit von seinem Arzte heraufordiniert war und mit niemand „gesundheitshalber“ verkehren wollte, hatte sie zum Singen gebracht und eine Rentiere, die von nichts anderm als von Pensionen zu sprechen wußte, die sie alle, namentlich ihres Küchengehalts willen, abgegrast hatte und darum der Schrecken aller Küchenchefs war — selbst diese hatte sich einige Meter

hoch über ihre sonstigen Gespräche gehoben. Das ging nun so Woche für Woche. Der Apollonia aber wuchsen die Kinder und die Eltern immer mehr ans Herz. War doch die Frau so gütig und munter, und auch der Geheimrat hatte sich nach ihren Eltern erkundigt, und sie hatte treuherzig alles erzählt, was sie wußte. Dazu war das Mädchen selbst so sauber in ihrer Arbeit, alles blink und blank in der Stube, und, was dem Geheimrat am meisten imponierte: nichts verräumt, selbst jeder kleine Zettel aufgehoben, jedes alte Briefcouvert hübsch hingelegt. „Ach,“ seufzte er, „wenn man doch so eine hätte, die nicht ‚im Ramsch‘ arbeitet und alles verkrant!“ Morgens um fünf war sie schon auf und sang am Brunnen, beim Waschen der Kübel, während sein „faules Fräulein Gretchen“ zu Hause um 7 Uhr kaum aus den Federn zu kriegen war, trotzdem er eine elektrische Klingel von seinem Bett aus zur Dachkammer auf eigene Kosten hatte herstellen lassen. Dazu noch erschien ihm die Apollonia als ein Waldkind mit unverdorbenem Appetit und Anschauungen — kurz, es stieg der leise Wunsch in ihm auf, seiner Ehegattin den Vorschlag zu machen, das Mädchen mitzunehmen und dafür die „faule Grete“ zu entlassen, da ja bereits in Gestalt einer Kanone ein Exemplar dieser Gattung im Zeughause vorhanden wäre.

Die Pensionsgesellschaft hatte sich abends um 9 Uhr schon meist auf ihre „Gemächer“ oder vielmehr

Höhlen zurückgezogen und schlief, ermüdet von Fußwanderung und Harzduft, ein, während unten, im Untergeschoß bei dem Küchenchef, der ein weitgereifter Mann war, sich noch das Kellner- und Küchenvolk, vom Oberkellner abwärts, zur Soiree zusammen fand. Da wurde denn die ganze Gesellschaft, die sich oben versammelte, der Kritik unterzogen. „Die Leute haben's doch eigentlich riesig gut,“ sagte der Oberkellner, der bereits schon einen bedenklichen Mondschein auf dem Haupte leuchten hatte und daher meinte, ein Vorrecht zu haben zum Sprechen — „alle Tage herrlich und in Freuden, brauchen für nichts zu sorgen, kümmern sich um kein Essen und Trinken und faulenzten da draußen den ganzen Tag. Wenn ich's nur in meinem ganzen Leben einmal so gut hätte.“ — „Herr Oberkellner, das kommt schon mit der Zeit,“ sagte der Küchenchef lachend, „wenn einmal Ihr reicher Onkel, den Sie in Brasilien auf Lager haben, das Zeitliche segnet und Sie sich mit Fräulein Emma (hier sitzt sie) verbinden werden, zu einem Hotel ersten Ranges.“ „Gut haben sie's schon,“ meinte der Jean, der die Gläser zu schwenken hatte, „heute Rheinwein, morgen Mosel und so die ganze Weinkarte durch. Der neue Geheimrat da droben weiß auch, was Essig und was Wein ist; dem schmeckt unser Affenthaler, wie wenn er noch nie so einen Tropfen unter dem Kragen gehabt hätte, und doch kriegt er noch lange nicht vom besten. Die müssen Geld wie Heu haben.“ „Ja,“ sagte „Fräulein

Emma,“ die als eine Art Orakel galt, weil sie im Winter immer in Nizza bei „hochfeinen“ Herrschaften war, — „das ist wahr — was muß sich unjereins plagen vom Morgen bis abends, oder so ein armes Bauernweib, wie das Brotweible, das alle Tage 80 Pfund auf ihrem Schädel den Berg drei Stunden weit heraufschleppt, und dann so eine gnädige Frau, wie die eine mit den vielen Ringen an den Fingern — die so halbe Tage in der Hängematte liegt und liest — es ist eigentlich sündhaft! Und alle Tage Partien, oder sie sitzen stundenlang im Wald herum oder liegen unter den Bäumen und lassen sich den Wind um die Nasen gehen.“ — Das alles hörte die Apollonia auch, und sie dachte, so unrecht hat das Fräulein Emma nicht — wenn man's nur auch einmal so haben könnte. Wie nett spielt der Geheimrat mit seinen Kindern Kegel und Ball, und erzählt ihnen; den ganzen Tag ist er mit ihnen lustig und vergnügt. So ging's noch eine Weile fort, und den nächsten Abend wieder, und nur der Küchenchef warf so mal ein Wort dazwischen, „daß nicht alles Gold wäre, was glänzt,“ oder sonst eine Redensart. Denn der Chef war im Winter tief im Agyptenland und hatte da viele Glende und Kranke gesehen mit glänzenden Augen und fieberroten Wangen, und auch manchem das letzte Süpplein in dieser Welt gekocht. — Aber der Apollonia gingen im Traume all' die Reden nach, und wenn sie nach Hause dachte und wie's da alle Tage Kartoffel gab

und wenig Butter dazu und harte Arbeit, da kam ihr doch auch der leise Wunsch herauf: wenn Du's auch so gut haben könntest wie der Geheimrat und seine Frau, die sich nicht zu sorgen brauchen! Und der Gedanke: Wenn sie Dich mitnähmen, da gingst Du gleich mit, stieg ihr auch herauf, und waren also der Geheimrat und die Apollonia so gar nicht weit von einander.

---

Die Zeit neigte sich zum Abschiede, der Urlaub war bis zur letzten Woche abgelaufen. Alle sahen so braungebrannt und frisch aus — und doch war über den Geheimrat schon die Unruhe gekommen. Ein großer Brief aus der Residenz machte ihm allerhand zu schaffen, und der Boden fing an, nach der fünften Woche unter seinen Füßen zu brennen. Im Geiste sah er schon die aufgestapelten Aktenbündel, die sich von Woche zu Woche still zu einander gesellt — ihm selbst war die Arbeit zum Bedürfnis geworden. So fing er denn wieder mit dem „Senkblei“ an, das wir oben bereits in seiner Bedeutung erörtert haben. Und die Frau begriff sofort. Aber auch die „Apollonia-Frage“ war zwischen den Ehegatten verhandelt worden. Die Kinder hatten sie selbst an die Eltern gerichtet und das Lob des Mädchens in allen Tonarten gesungen, das so flink und gut wäre, gar nicht wie ihre faule Grete. Die Frau hatte zwar einige Bedenken und sagte so

etwas wie, „daß man Edelweiß und Alpenrose nur im Gebirge aufwachsen sehe,“ aber nicht in der Ebene, und was dergleichen praktische Andeutungen mehr waren. Aber sie wolle nichts dagegen haben, wenn das Mädchen und ihre Eltern einverstanden seien. So wurde denn beim Bettmachen leise angeklopft bei dem Mädchen, und sie sagte gleich ja — nur müßte es auch ihren Eltern recht sein. Die wohnten zwei Stunden weg, im Gebirge. Es ward ihr der Vorschlag gemacht, sie sollte nachmittags mitfahren in der eleganten Equipage, und die Geheimrats wollten selbst mit den Eltern sprechen. Das war ihr nun besonders lieb, so angefahren zu kommen, und das Herz klopfte ihr schon bei dem Gedanken, was Vater und Mutter für Augen dabei machen würden. Also gleich am Nachmittag saß schon alles richtig im Wagen. Die Apollonia hatte die Kleinste auf dem Schoß, die ihr Armchen um sie schlug, die Jungens saßen lustig auf dem Bock; — so ging's an einem herrlichen Herbsttage hinüber. Die Eltern waren zwar überrascht und etwas bedenklich, ihr Kind so weit weg zu geben, aber als die Frau Geheimrat sie so herzlich anredete und sagte, sie wolle sorgen für das Mädchen, wie für ihr eigenes Kind, und sie auch noch von dem Lohn hörten, den ihre Apollonia bekommen sollte, und als der Herr Geheimrat sogar gleich als Haftgeld einen Goldfuchs auf dem armseligen Tisch springen ließ, der noch nie solch Wild gesehen — da war's den Leuten doch recht, das sie ein Kind weniger

„im Futter“ hatten. Die Habseligkeiten waren bald hinter der Kutsche aufgepackt, denn viel mehr, als sie auf dem Leibe hatte, besaß die Apollonia außer ihrem Sonntagsstaat nicht. Die armen Leute küßten ihr Kind und vermahnten sie, brav zu bleiben, denn sie hatten von der Stadt, trotz ihres stillen Winkels, so allerlei gehört, was sie bedenklich machte. — Die Apollonia grüßte noch einmal die stille Hütte und sah, wie die alte Mutter sich mit dem Schürzenzipfel die Thränen wischte. Dann verschwand der Wagen hinter den Bäumen.

---

Der Abschied ging glücklich von statten. — Der Küchenchef hatte zwar seine stillen Bedenken bei der Sache, nur der Oberkellner gratulierte dem Mädchen; „Fräulein Emma“ konnte aber weniger begreifen, daß man einen solchen „Bauernbengel“ engagierte, und äußerte auch: der Geheimrat müßte doch eigentlich nicht zu den „hochfeinen Leuten“ gehören, da er solch eine ungebildete Person mitnähme. Aber der Geheimrat hatte an seiner gebildeten faulen Grete schon genug. Der Schnellzug flog dahin; wie gern wäre die Apollonia ausgestiegen und hätte sich die Städte angesehen, deren Namen sie nur gehört hatte. Bis Frankfurt a. M. reichte ihre Geographie; dann ward's ihr wirr im Kopfe, als so eine Stadt nach der andern auftauchte; sie konnte gar nicht glauben, daß es soviel Menschen

auf der Welt gäbe, und ein gewisses Bangen überkam sie, als die Sache gar kein Ende nahm und immer noch kein Aussteigen. Als nun gar die zweite Nacht hereinbrach, so um Halle herum, da wollte das Heimweh kommen, aber sie verbiß es sich tapfer. Endlich Berlin — der hellerleuchtete Bahnhof, die himmelvielen Menschen, die aus- und einstiegen, die lange Fahrt durch die hellen Straßen in der dunklen Nacht und die drei hohen Treppen hinauf und der Hängeboden über der Küche — das alles that seine Wirkung. Wie anders war's im stillen Wald, in ihrer Eltern Haus, wo man so von ebener Erde hineinging. Aber die Frau Geheimrat war ja so freundlich und sagte: „Nun schlaf recht gut unter unserm Dache“ — aber von Schlaf war nicht viel zu finden. Die Eindrücke der Fahrt, der Stadt, überwogen die Müdigkeit, und sie lag stundenlang mit hellen Augen da und hatte Zeit zum Nachdenken; als sie aber gar nichts mehr denken konnte, worüber denken, kam der barmherzige Schlummer, der Freund der Betrübten, und wiegte sie ein. Frühmorgens kam die Geheimrätin zur Küche, zeigte ihr die Stuben, und was alles drin zu machen, und stellte ihr ihre „Kollegin“ vor. Die „Köchin“ war eine richtige Ostpreußin; die beiden wußten nur, daß sie Menschen waren, aber weiter verstanden sie von einander nichts. Der Ostpreuße schüttelte sich vor Lachen, als die Apollonia anfing, zu sprechen, und meinte, daß sei wohl „gar kein Deutsch nicht.“ Und daselbe Kom-

pliment hätte die Apollonia auch ihr machen können. Schließlich lachten sie beide, und das verstanden sie alle zwei. Der erste Tag ging noch mit Auspacken hin, die Kinder zeigten dem Mädchen alle ihre Spielsachen, nur wunderte sie sich, daß die Zimmer alle so klein und so voll waren, daß man sich kaum darin herum-drehen konnte. Als sie das Fenster öffnete, sah sie gegenüber gerade so große Häuser, nirgends einen Baum noch Strauch, sondern nur so ein bißchen Himmel. Ach, bei ihr zu Haus, da war der Himmel so groß und weit, da konnte man hinunterschauen, stundenweit hinüber ins Elsaß und die blauen Berge, und hier war's mit dem Sehen aus. Da kam ihr der Gedanke, so müßte es etwa im Gefängnis sein, wo man nirgends hinausgucken könne. Die Ostpreußin rief sie aus ihren Träumen, sie solle sich schnell fertig machen und das „gnädige Fräulein“ begleiten. „Was ischt dens?“ fragte sie. „Nun, Sie sind doch sechs Wochen mit ihr zusammen gewesen, das ist die kluge Else.“ „Ach so,“ sagte Apollonia. Das Kind kam, und zutraulich faßte die Apollonia ihre Hand, wie sie's gewöhnt war, die mit feinen Handschuhen überzogen war. „Du brauchst mich nicht zu führen, Apollonia, aber Du mußt immer einen Schritt hinter mir bleiben auf der Straße.“ Da wußte sie auch nicht warum. Und nun trippelte das Fräulein voran und zeigte dem Mädchen den Weg zur Schule, damit sie am nächsten Morgen sich wieder zurückfände, wenn sie das „gnädige Fräulein“

begleitete. Glücklicherweise merkte sie sich's: „zweimal rechts und dreimal links,“ und sagte sich das mehrmals vor, wie sie ihre Liederverse einst auswendig gelernt hatte. Alle Morgen halb acht mußte sie das Fräulein zur Schule begleiten. Es war ihr merkwürdig; denn sie dachte, das Fräulein weiß doch den Weg besser als du, und das drückte sie so lange, bis sie die Geheimrätin fragte: „Warum das Fräulein begleitet sein müßte.“ „Ja, liebes Kind,“ sagte diese, „sieh, morgens früh geht's nicht an, so ein Mädchen allein gehen zu lassen, da ist's doch nicht sicher auf dem weiten Weg, zumal es noch durch den Tiergarten geht.“ „Aber, da ist's ja gerade so schön im Wald.“ — „Ja, liebes Kind, das ist bei Euch so, da thut einem niemand etwas, aber hier muß man sich doch vor den Menschen hüten.“ — „Ist denn das immer so?“ — „Ja, am Abend auch darf sie nicht allein fort.“ — „Aber, das ist doch arg, nicht wahr, bei uns droben im Schwarzwald hat sie hinlaufen können, wo sie gewollt hat — da ist ja das Fräulein eigentlich gefangen.“ — „Ja, da hast Du Recht, sieh, das sind wir auch. Darum thut's uns so wohl bei Euch im Schwarzwald in der Freiheit.“ — Und der Apollonia fiel mit einem Male der Küchenchef so von ungefähr ein.

---

Der Geheimrat mußte früh morgens um 6 Uhr seinen Kaffee haben, wogegen sich der Ostpreuße schon

mehr als einmal opponiert hatte. „Gelt, Apollonia,“ sagte er, „Du machst mir von jetzt an den Kaffee — Du bist ja das Frühaufstehen gewohnt.“ „Ja, recht gern,“ antwortete sie — „aber im Schwarzwald haben Sie doch immer erst so gut ausgeschlafen und sind erst um 9 Uhr zum Kaffee gekommen.“ „Ja, liebes Kind — da hast Du Recht, aber hier geht's nicht, ich muß arbeiten.“ „Aber Sie sind doch erst so spät ins Bett, es muß wohl eins gewesen sein — denn ich hab's noch schlagen hören, wie sie gerade die Thür zugemacht haben.“ Der Geheimrat lachte und sagte: „Ja, siehst Du, da droben war's halt gut; da ruhte man sich aus, aber paß mal auf, wie's heut geht, heut ist der erste Arbeitstag.“ — Ja, er hatte recht — das war ein wahrer Taubenschlag, die „himmelvielen“ Menschen — was wollen die nur alle? Es war keine Sprechstunde von neun bis zwölf. Da dachte die Apollonia: jetzt geht's doch zum Mittagessen — aber da war nichts davon zu spüren. Sie sah, wie die Frau Geheimrätin in ein Papier ein Stück Butterbrot mit etwas Fleisch wickelte — und ihm mitgab. Und sie dachte: „Ist das sein ganzes Essen?“ — Die Jungen kamen aus der Schule, und der eine legte sich gleich hin aufs Sofa und schlief ein, das war der achtjährige. Den hatte der erste Schulgang wieder einmal angegriffen, und er hatte sein altes Kopfweh bekommen. „Laß ihn nur ruhig schlafen,“ sagte die Geheimrätin, „sonst wird er wieder krank.“ „Ja, aber der Fritz war doch

so gesund wie ein Fisch — droben im Schwarzwald hat er nie geschlafen.“ „Das glaube ich wohl,“ sagte sie, „dafür war auch keine Schule. Er ist aber ein zartes Kind vom Scharlach her, und seit dieser Zeit kriegt er so sein Kopfschmerz, daß nichts mit ihm aufzustellen ist.“ Und der Apollonia kamen fast die Thränen in die Augen, denn das hätte sie nie von dem munteren Burschen geglaubt. — Die Kinder aßen allein zu Mittag, da sie nachmittags wieder zur Schule mußten. „Ißt denn Euer Vater nie bei Euch mittags?“ „Nein nur am Sonntag, und auch da nicht immer,“ sagten sie im Chore. „Wann spielt denn der Vater wieder mit Euch Regel?“ Da lachten sie alle. „Vater! o der spielt nie hier Regel mit uns.“ „Wann geht er denn spazieren mit Euch und erzählt Euch wieder so schöne Geschichten?“ „Ach, Vater geht nie mit uns, ja an Ostern einmal.“ „Ja, warum denn nicht?“ „Na, weil Vater keine Zeit hat. Gieb Acht, um 6 Uhr kommt Vater zu Hause, dann ißt er mit Mama.“ Wichtig — um 6 Uhr war er da — die Kinder sagten ihm guten Abend und gingen auf ihre Stube, denn sie hatten ihre Aufgaben zu machen. „Müßt Ihr denn auch noch lernen so spät?“ „Ja, da sieh mal her, all das muß ich noch lernen und schreiben, sechs Seiten,“ sagte der ältere, Hans. „Aber ich erst!“ sagte die Else, „ich werde gar nicht fertig.“ Es war 9 Uhr, und die Mutter mahnte zum zu Bett gehen. Aber das gab ein Geheul. Nur der Kleinere suchte sein

Lager. Aber die beiden anderen mußten erst überhört werden, und dann kam der Auffag der Else. Der wollte aber trotz allen Federkauens kein Gedanke kommen. Mitleidig stand die Apollonia schon eine halbe Stunde mit dem Licht in der Hand, um sie zu begleiten, aber das Kind weinte und konnte für heute nichts zusammenkriegeln. Endlich ging sie; aber beim Auskleiden schlief sie schon halb ein. Derweilen hatte der Geheimrat sich Thee machen lassen und saß über den „himmelvielen“ Büchern, als die Apollonia hereintrat. „Gehen Sie noch nicht ins Bett, 's ist ja schon 10 Uhr, und im Schwarzwald sind Sie ja immer schon um 9 Uhr so müd gewesen?“ „Ja, liebes Kind, da hast Du wieder Recht, aber das sind halt andere Zeiten, morgen muß das alles geschafft sein.“ „Das wollen Sie alles lesen, was da herumliegt? Da braucht man ja ein Jahr dazu.“ „Ja, Du freilich,“ seufzte der Geheimrat im Stillen, den es auch sehnte nach Schlaf. Kopfschüttelnd ging das Mädchen weg. — Das war der erste Tag — und so ging's alle Tage, außer Sonntag. Da schliefen die Kinder ein wenig länger, und wurde um 2 Uhr gegessen. Aber der Geheimrat kam kaum einmal in die Kirche; das that seine Frau für ihn, weil er meinte, da am besten arbeiten zu können, und ihn niemand störe. — Der Apollonia war aber nach Wochen, als ob sie auch nicht mehr so früh aufstehen könnte wie früher, und es lag ihr wie Blei im Rücken des Morgens. Aber der Geheimrat dauerte

sie, der wollte doch seinen Kaffee haben. Alle 14 Tage konnte sie ausgehen, das war ihr auch neu; denn sie hatte alle Tage eigentlich frei zu Hause — aber jedenfalls alle Sonntage. Freilich, so lange sie in dem Hotel war, hatte sie auch keinen Sonntag, aber das war doch nur ein paar kurze Monate. Und wo sollte sie hin, in der großen Stadt? Zwar die Ostpreuſin hatte ihr allerhand schöne Dinge erzählt vom Theater und Tanzlokal. Sie ging an ihrem Sonntag wie ein Pfau geschmückt und noch viel schöner angezogen als die Madam, und kam spät nach Hause, so daß die Geheimrätin sie öfters zankte. Deswegen blieb die Apollonia am liebsten daheim und schrieb an ihre Eltern, wozu sie freilich für zwei Seiten einen ganzen Nachmittag brauchte, bis sie alles richtig aufs Papier gemalt hatte. Nach etlichen Wochen brach der Winter an, da hieß es, die Kohlen aus der Tiefe schleppen die drei Treppen herauf, das war auch so anders und recht mühselig zu nennen. Aber mehr noch war das, was jetzt anfang: die Gesellschaften. War es doch in dem Ministerium des Geheimrats Stil und Regel, das alle Räte nach einander „ihre“ Gesellschaft gaben, um damit ihren „Pflichten“ nachzukommen. Zuerst wurden Geheimrats geladen. Und dann hieß es: „Wie Du mir, so ich Dir.“ Da ging zuvor ein Schneider los, und die Frau Geheimrätin seufzte über all das viele Geld für die Kleider. Wieder konnte die Apollonia nicht begreifen, warum man denn alle paar Tage ein anderes Kleid

haben müßte, das eine wäre doch so schön und noch ganz sauber. Trug sie doch auch ihr Staatskleid jahraus, jahrein und änderte nicht einen Faden groß daran. Aber wieder ward ihr der Bescheid: „Das ist eben anders als droben im Schwarzwald.“ „Sieh, wenn ich immer in demselben Kleide komme, oder zu jedem ohne Unterschied, dann denken die Leute, ich achte sie nicht, oder achtete einen wie den andern, und da muß man sich doch sehr in acht nehmen.“ Das leuchtete dem Mädchen aber noch weniger ein, daß die Leute das übelnehmen könnten, wenn jemand im selben Kleid käme.

Die Kinder bekamen die Eltern nun noch weniger zu sehen, denn auch das Essen am Abend konnte man sich ja schenken. Die Geheimrätin konnte die Kinder nicht mehr zu Bett legen, außer dem Kleinsten — aber, was das ärgste war, auch ihrer klugen Else nicht mehr helfen an den Aufsätzen. Die Kinder waren jetzt erst recht nicht zu Bett zu kriegen, und der kleine Fritz, den sein Kopfweh alle paar Tage überfiel, bat oft so flehentlich: „Ach, Mama, bleib doch bei uns —“ und der Geheimrätin standen manchmal die dicken Thränen in den Augen, und die Apollonia konnte wiederum nicht begreifen, warum man denn in eine Gesellschaft gehe, wenn man dabei weinen müßte. Sie hatte immer gedacht, eine Gesellschaft sei etwas Fröhliches. Da kam die Zeit der Weihnacht; die Gesellschaften wurden etwas weniger, aber dafür war die Frau Geheimrat

faßt alle Tage aus, denn sie mußte für verschiedene Vereine Bazare und Konzerte veranstalten helfen, weil die Leute nach Weihnachten nicht mehr in der Schenklaune waren, oder kein Geld mehr hatten. Da war sie denn oft ganze Tage fort, und die Kinder sahen sie nicht mal mehr bei ihrem Essen. Und dann kamen die Einkäufe für das eigene Haus, und sie wurde immer blässer und elender, so daß sie am Weihnachtsabend nur eine Stunde aufstehen konnte und unterm Christbaum mit ihren Kindern ein Lied singen und dann sich wieder legen mußte. Die Frohesten waren die Kinder dabei, denn auch der Geheimrat war so müde, daß es zu keiner rechten Weihnachtsfreude kommen wollte. Und wieder dachte die Apollonia, wie anders es bei ihr zu Hause wäre, — da wär' alles voll Christbäume gestanden rings umher, und der Schnee und die Eiszacken hätten daran gesunkelt wie die Lichter, und früh morgens seien sie über den knisternden Schnee in die Christmette gegangen und hätten Weihnachtslieder dort gesungen. Und wenn sie auch nichts geschenkt bekommen hätte als ein paar große Lebkuchenherzen mit allerhand Zuckersand darauf gestreut, so sei's eben doch schöner gewesen als jetzt. Und ihre Herrschaft konnte sie doch so herzlich dauern, um so mehr, als der Ostpreuße den ganzen Abend verstimmt war über dem Geschenk, was sie bekommen. Denn sie hatte sich auf allerhand gepißt gehabt. Die Apollonia selbst staunte über die vielen Sachen, die ihr die Frau Geheimrat

geschenkt, und das funkelneue Geld, was der Geheimrat extra aus der Reichsbank sich für sie hatte einwechseln lassen. Und doch hätte sie alles gern hergegeben, wenn nur ihre liebe Frau am Abend dagesewen wär'. Die stand aber sobald nicht wieder auf; denn das Fieber hatte sie gepackt, das auch fast alle Jahre einmal über sie kam. So hatte sie denn die Kranke zu pflegen und die Jüngste ganz zu versorgen bei Tag und Nacht. Erst lange nach Neujahr erholte sich die Geheimrätin wieder. Er aber hatte während dieser Zeit böse Tage. Denn die Köchin machte, was sie wollte, und manchmal bekam er sein Essen kalt, oder so wenig, daß er kaum satt wurde, so daß auch er vom Fleische fiel. Ende Januar mußten sie aber selbst ihre große Gesellschaft halten, so schwach die Frau noch war. Sie schleppte sich heraus und ließ einen Lohndiener kommen, der diesmal alles besorgen mußte. Da sah denn die Apollonia ihr blaues Wunder — wie alles in dem Hause umgekrempt wurde und die Kinder aus ihren Schlafzimmern heraus mußten, weil man den Raum brauchte. Sie wurden bei einer Tante während dieser Tage in Kost und Logis gegeben. Und nun kamen erst recht die „himmelvielen Leute,“ wie Apollonia sich stets ausdrückte. Sie wußte nicht, daß sie selbst in ihrer Schwarzwälder Sonntagstracht mit ihren zwei langen Böpfen das Haupteffectstück des Geheimrats war. Der Ostpreuße hat sie graulich genug gemacht, wie es ihr wohl gehen werde beim

Servieren. Umfomehr aber hatte sie der Lohndiener einstudiert und war mit ihren Kunstleistungen beim Probefservieren zufrieden. Die Gesellschaft dauerte bis spät nach Mitternacht. Sie selbst war todmüde zum Umsinken, aber noch mehr sah sie's ihrer Geheimrätin an, wie die sich immer wieder aufraffte, wenn ihr die Augen zufallen wollten. Als sie die Leute hinunterbegleitete, das Haus aufzuschließen, drückten sie ihr alle Geld in die Hand, so daß sie eine ganze Schürze voll hatte. Das brachte sie morgens der Geheimrätin ans Bett und sagte: „Das haben mir alles die Leute gegeben, nicht wahr, die haben ihr Essen bezahlt, und das gehört doch alles Ihnen, denn das Essen kostet gewiß noch viel mehr?“ So elendig es der Geheimrätin zu Mute war — lachen mußte sie doch, als sie sagte: „Nein, das gehört ja Dir und der Köchin, und das mußt Du ehrlich mit ihr teilen.“ „Das alles?“ fragte die Apollonia. „Das will ich aber meinen Eltern schicken und auch das neue Silbergeld. Die werden einmal gucken!“ Derweilen aber war der Fritz so elendig geworden, daß er gar nicht mehr in die Schule konnte. Und auch das Kleinste, das sonst so kugelrund war, wurde immer schwächer. Auch der Geheimrat konnte wenig mehr schlafen. Und als es den Ostern zuging, da wurde er immer kribbeliger und zankte bald seine Frau, bald seine Kinder, und selbst auch die Apollonia bekam etwas ab, weil er behauptete, sie habe ihm etwas verkrant. Da weinte sie und

klagte ihr Leid der Geheimrätin. Die aber tröstete sie und sagte: „Ach sieh, der arme Mann ist eben krank und kann nicht mehr schlafen, und da mußt Du's ihm nicht übel nehmen, wenn er einmal ärgerlich ist.“ Dazu kam noch als besonderes Ostergeschenk, daß der Älteste nicht versetzt worden war — und damit die Frau Geheimrat auch das ihrige hätte, so hatte ihr der Ostpreuße gekündigt: „Sie sei die Schinderei satt und wolle nicht mehr in einem Hause dienen, wo Kinder wären.“ So war denn viel Not auf einmal, und die sonst so lebensfrohe Frau weinte viel. Sie mußte wieder ein neues Mädchen anlernen, die gar nichts verstand, aber die Apollonia half tapfer an allen Ecken und Enden. „Ach gelt, Du verläßt mich nicht in meinem Kreuz, Du bist noch mein einziger Trost — ich habe schon mit dem Geheimrat gesprochen, daß wir Dir mehr Lohn geben wollen, wenn Du bleibst; denn Deine Eltern haben Dich ja nur bis zum Juli hergegeben.“ Daran hatte das gute Mädchen gar nicht mehr gedacht, und jetzt fiel ihr's auf einmal auf's Herz, daß sie's könnte besser haben. Aber das war nur ein kurzer Kampf; soviel war ihr klar: sie hatte es noch viel besser als ihre Herrschaft, die wirklich wie Eltern zu ihr waren. Und jetzt wollte sie sie am allerwenigsten verlassen. Es war ihr eigentlich so wohl ums Herz geworden bei dem Gedanken, daß sie etwas leiste und gelte, und darum sagte sie: „Ich bleibe gern bei Ihnen, wenn Sie's nur den Eltern schreiben wollen.“

Die Geheimrätin reichte ihr die Hand und sagte ihr: „Nun, das können wir mit Deinen lieben Eltern schon mündlich ausmachen, denn sieh, Apollonia, heute morgen war der Sanitätsrat da und hat gesagt, wir müßten wegen meinem armen Mann und wegen dem Fritz und auch wegen mir wieder in den Schwarzwald. In sechs Wochen sitzen wir wieder auf der Eisenbahn, und Du fährst mit. Das andere Mädchen schicken wir unterdessen in ihre Heimat.“ Da wurde sie ganz dunkelrot vor Freude, und sie zählte jeden Tag, umsomehr als der Geheimrat manche Tage schon nicht mehr aufstehen konnte, und die Geheimrätin so mager wurde, daß ihr alle Kleider am Leibe herumhingen; hatte doch das Kleinste die Masern und schwebte Tage lang zwischen Leben und Tod. Nur der Älteste und die Else waren auf den Beinen. Der Junge war aber dickfellig und ärgerte den Vater und seine Lehrer, und das gnädige Fräulein Else gab der Mutter oft unfeine Reden, so daß es der Apollonia manchmal in der Hand zuckte, ihr ein großes Pflaster auf den Mund zu legen.

So kamen denn bald die Tage des Juli heran. Die alte Prozedur begann, und das längst bekannte: „Alles richtig im Senkblei?“ tönte wieder von des Geheimrats Lippen; der alte Familienschlummer im Eisenbahncoupé wurde wieder aufgeführt wie ehemals, und die Apollonia schlief auch ununterbrochen den Schlaf des Gerechten von Berlin bis Frankfurt. Der Wagen

kroch wieder den Berg hinauf, die alten Stuben wurden wieder eingenommen. Nach acht Tagen kannte man den Geheimrat nicht mehr, und auch die Wangen seiner Geliebten sangen wieder an, sich zu färben. Der Fritz hatte sein Kopfweh in Berlin gelassen, und der andere seine Dickfelligkeit, und das gnädige Fräulein ließ sich wieder gern an der Hand nehmen oder ging mutterseelenallein im Walde herum. Punkt neun ging's in's Bett. Als aber am Abend wieder Küchenpoiree beim Chef begann, und der Oberkellner das alte Lied unter noch größerem Mondschein als voriges Jahr begann, — von Tagedieben, von Schlafratten, und auch Fräulein Emma wieder von ihrer Weisheit etwas zum besten gab, da faßte sich die Apollonia ein Herz und sagte: „Davon seid mir still, daß das Faulenzger sind. Das weiß ich besser. Wenn Ihr wüßtet, was die für ein Leben führen müssen in der Stadt, Ihr thätet's ihnen wahrhaftig gönnen, daß sie den ganzen Tag die paar Wochen lang unter den Tannen liegen und in den blauen Himmel gucken. Und Du, Jean, Du thätst dem Geheimrat auch sein bißchen Affenthaler gönnen, — denn was der Geheimrat zu Hause trinkt, — das schmeckt mehr nach Eßig als nach Wein. Ja, 's mögen meinethalb schon manche drunter sein, die es nicht brauchen da oben, aber soviel kann ich Euch sagen: meine Herrschaft, das sind keine Tagediebe. Und jetzt gut Nacht! Mir thut auch der Buckel weh, und morgen leg' ich mich auch unter die allergrößte Tanne

und schlaf mal meinen ordentlichen G'sag!" (Teil). — Auf acht Tage durfte sie zu ihren Eltern, denen sie viel erzählte. Aber so schön das auch war, sie fühlte doch, daß sie keine rechte Arbeit hatte. Am Geheimrat und seiner Frau hatte sie gesehen, daß das Leben, wenn es köstlich gewesen, Dienen, Mühe und Arbeit sei, und daß es in der Welt ein Kreuz giebt auch bei den Reichen, das niemand ahnt, und nicht alle Sommerfrischler Faulenzer sind.

---

## Ein Tag in Berlin.

Ein Postscriptum zu: „Aus einer Berliner Amtswoche.“

„Wann geht Ihr Tag an? so frage ich oft die Leute, denn daraus kann man schon merken, was für Menschen sie sind; ob's Menschen des Morgens, oder Menschen der Nacht sind. Die Menschen der Nacht sind amüsanter als die des Morgens, aber ob sie viel fertig bringen, wer möcht es entscheiden? Sie sind wie eine Lokomotive, die sich des Morgens sehr langsam in Bewegung setzt und erst am Abend und in der Nacht in richtige Kurierzugschnelligkeit kommt. Etwas Cassius- und Catilina-Artiges haben sie an sich und sind immerhin mit Vorsicht zu gebrauchen. Der „Morgenmensch“ ist entschlossener, thatenfroher und selbstbewußter. „Rede nie mit einem Menschen, der nicht ausgeschlafen und der nicht ordentlich zu Mittag gegessen,“ sagte mir einmal ein geriebener Menschenkenner, „wenn Du etwas von ihm haben willst.“ Das hat seine Wahrheit. Schließlich ist es die bittere Not gewesen, die mich zu einem Morgenmenschen

machte, wengleich mir jedesmal bei dem Citat „Morgenstund hat Gold im Mund“ unsere alte Köchin einfällt, die nie versäumte, als „Nachtrag“ hinzuzusetzen: „aber Blei im Buckel.“ — Der ganze Tag holt die versäumte Morgenstunde nicht mehr ein, und was läßt sich in der Morgenstille nicht alles denken und thun! Sie bleibt doch die Zeit der Gürtung für den ganzen Tag, der Waffenprobe, ob alles fest sitzt und hieb- und schußfest ist. Denn jeder Tag führt mehr oder minder auf ein Schlachtfeld, vorab in Berlin — was wird er bringen, was wird er nehmen, und welche Wunden Dir schlagen? Da ist's denn gut, Lust einzuatmen aus der oberen Luftschicht, in die Daniel in Babylon sich tauchte, „wenn er auf den Söller stieg und sein Antlitz gen Jerusalem wandte.“

Zuerst erscheint nach dieser stillen Stunde die „niedere Geistlichkeit“ zur Meldung. Das saugt denn schon einen Teil „Morgenluft“ weg. Die epische Breite ist unserm Volke eigen, und wer es nicht ausreden läßt, erfährt wenig. Denn das „Eigentliche“ kommt erst zuletzt. Da der Inhalt zumeist dürftig, hat man Zeit, die Form zu studieren, in welcher sie den Gedankenfonds fassen. Es ist immerhin „Volk,“ das man studiert, entweder in seinem natürlichen Mutterwitz, oder in jener Bildung, die das fehlende Unterfutter unter dem eleganten Rock sofort wittern läßt. Ich erzählte schon oben von einem alten Berliner Original, das die Menschen in „Subjekte“ und „Ob-

jette“ teilte, da wußte man schon gleich den Rangunterschied. Da er selbst in einem gewissen Spitale lag, so roch er aus der Ferne gleich den Leuten, den „Objekten,“ den Branntwein an und konnte auch sofort Sorte und Preis bestimmen. „Er riecht nach Anisette for zwee Jute“ — „leben Se man nichts.“ Wer kann sich da das Lachen verbeißen? Der Umgang mit dem „Heiligen“ macht nicht immer selbst heilig, und man hat alle Not, immer wieder diesen Leuten „theologisches Bewußtsein“ einzulösen. Nicht alle Küster haben den feinen Standpunkt, den jener Küster inne hatte, von dem mein seliger Bruder oft erzählte. Der stand an einer Kirche, in welcher die Kandidaten ihre Probepredigten zu halten hatten. Da war, wenn die Predigt nicht geraten, das Küsterurteil: „Es war ein schwerer Text;“ war der Predikant ängstlich und schwach, dann lautete es: „Der Herr hat geholfen;“ war die Predigt aber gut, dann sprach er: „Ich habe mich erbaut.“ Gewiß eine Zensur, die einem Konsistorialrat Ehre machte.

Nun die Sprechstunde? Manchmal könnte man sagen, sie heißt deswegen so, weil der geistliche Herr da nicht zu sprechen ist, d. h. weil so viele Leute da sind und man den Eindruck hat: bis die alle dran gewesen, bist entweder Du „alle,“ oder der gute Mann ist's, mit dem Du sprechen willst. Aber sie soll doch eigentlich nur dazu da sein, daß man eine bestimmte Zeit weiß, in welcher man einen Herrn trifft. Zu

sprechen muß ein Geistlicher doch immer sein, wie ein Arzt. Wer weiß, wer zum letzten Male kommt und was gerade manchem auf der Seele brennt? Hätte unser Herr und Meister nur am Tage Sprechstunde gehabt und nicht auch bei Nacht — wir hätten das herrliche Nachtgespräch mit Nikodemus nicht! Nichts ist schlimmer, als den Leuten den Eindruck zu geben, man habe keine Zeit. Das bringt einen in Unruhe, hält auch vielleicht manchen ab, der's recht nötig hätte, daß man ihm das Bündel abnähme. Ich habe immer gefunden — Menschen, die viel Zeit haben, haben nie Zeit; und die, die „nie“ Zeit haben, haben immer Zeit, weil sie eben ihre Zeit zu nützen wissen und so vorsichtig damit umgehen, wie mit einem anvertrauten Kapital. Der tiefste Grund vom „Nichtzeit haben“ liegt freilich tiefer. Er liegt darin, daß die Leute etwas anderes nicht haben. Das hat 'mal der geistvolle Wilhelm Hoffmann einem Herrn auf den Kopf gesagt, der auch behauptete, keine Zeit zu haben. „Sagen Sie nicht, ich habe keine Zeit, sagen Sie: ich habe keine Ewigkeit,‘ darum haben Sie keine Zeit.“ Auf dieser Wage gewogen, hat die Zeit erst den wahren Wert. — Nun freilich, mit was allem kommen die Leute! Zumeist sind es gestrandete Schiffe, die anlanden, denen man helfen soll, flott zu werden. Alles drängt in die Städte und namentlich nach einer Stadt wie Berlin. Da wollen sie „hinmachen.“ Raum der zehnte Teil sucht ernstlich den Erwerb, die andern

alle Freiheit und Vergnügen. Ich wollte das einmal einem Menschen klar machen und sagte ihm: „Sie kommen nach Berlin; wissen Sie, was das heißt? Sie kommen in ein großes Wasser, da ist Gelegenheit zum Schwimmen, aber auch zum — Versaufen.“ Da gab er mir die klassische Antwort: „Nein, Hochwürden, saufen thu' ich nicht.“ So war denn mein Pfeil richtig abgeprallt. Die Bettelbriefe werden zuerst erledigt. Sie unterscheiden sich in „Fabrikarbeit“ und „eigne“ Leistung. Die ersten stammen aus der Bettlerbörse, die das Verzeichnis der Namen hat von Leuten, bei denen etwas zu „machen“ ist. Diese Adressen werden je nach Wert bezahlt. Machte doch einmal ein junger Mann aus guter Familie die Wette, er wolle sich an einem Tage mindestens zwanzig Mark erbetteln, alles mit Adressen und geliehenen Papieren. Er brachte am Abend noch sechs Mark mehr — natürlich, um die Gaben den Gebern mit einer Warnung zurückzuerstatten. Die Bettelbriefe sind meist nach einem Schema abgefaßt. Sie beginnen mit einem Lobe der „allgemein“ bekannten Wohlthätigkeit, des Hoch- und Edelsinns des betreffenden Opfers. Nach dieser wohlangebrachten parfümierten Rasierseife blinkt dann das scharfgeschliffene Rasiermesser. Zuletzt erscheint im Hintergrunde — der Selbstmord, der wie Samiel im Freischütz mit vollster Länge über die Bühne schreitet, und zu allerletzt dann der „liebe Gott im Himmel,“ auf den man so fest baue, als auf den Einsturz des Chimbo-

raffo und anderer umliegender Berge. Dann kommt der große Devotionsstrich, kunstgerecht gemalt und irgend ein Name, dem man's anmerkt, daß er im Schreibunterricht sich fern vom Katheder gehalten hat. Das alles wandert zumeist in den Papierkorb zu den anderen „Brüdern.“ Wenn aber dann so ein Originalskriptum erscheint, ist man um so angenehmer überrascht. Wenn z. B. einer seinen Brief anfängt: „Nathan, Nathan! Bei Gott, Ihr seid ein Christ“ — dieses Wort des großen Lessing paßt ganz uf Ihnen, Herr Hofprediger, darum bitte ich um eine keine Unterstützung,“ so läßt das wenigstens klassische Bildung ahnen.

Ein anderer beginnt:

„Ich sag's, gebüct auf allen Vieren (!)  
Der Hauswirt will mich exmittieren —  
Würden Sie nicht vor mich lassen —  
Ich müßte wirklich heut' erblaffen“ —

Ihr sehr ergebenster

Welche vielsagende Situation! Nicht minder zum Staunen ist's, wenn einer „am liebsten sein krankes Bein mündlich“ zeigen will. Dem andern Manne war's gewiß zu glauben, wenn er schreibt: „Wir sind wirklich in großer Not. Selbst meine Frau hat vor acht Tagen ein Kind geboren,“ oder wieder einer: „Sie werden mir gütigst erlauben, daß wir uns in großer Not befinden.“ Ich könnte diese Blumenlese fortsetzen, wenn nicht schließlich der Verleger Einspruch

thäte. Aber immerhin liefern solche Briefe ein Stück unfreiwilligen Humors, an welchem unser Volk so reich ist. Freilich, einmal stürzte ich doch zum Zimmer hinaus, als eine biedere Frau, deren Kind ich untergebracht, mir folgende Dankes- und Ehrenerklärung gab: „Ja, sehen Sie, ich habe immer zu ‚Batern‘ wieder gesagt: ‚Siehst Du, unser guter Herr Hofprediger bleibt doch immer unsere beste — Retirade!‘“ Kann man einen besser bezeichnen? Ich mußte mich aber doch eine Weile von diesem freudigen Schreck erholen. Kurz, das alles ist ein Stück Volksleben, und man sieht den Leuten wie durch ein Schiebfenster ins Herz. Unser Volk ist ein Maler, der mit der Spachtel statt mit dem Pinsel malt und Licht und Schatten trefflich aufsetzt. — Es gehört Liebe dazu, ein gutes Wort zu sagen, aber oft noch mehr Liebe, einmal zu schweigen und einen Strom der Klagen still über sich ergehen zu lassen. Oft ist einem Menschen durch bloßes Anhören seiner Not schon geholfen; ein Schriftsteller schreibt sich so was vom Herzen weg, wie ein Goethe seinen Werther; und ein anderer, der nicht gerade Goethe und aus Frankfurt a. M. ist — redet sich’s weg. Aber sich selbst objektiviert zu haben, hat immer etwas Befreiendes in sich. — Nun kommt die Stunde des Unterrichts. Welch bunte Menge, diese Berliner Kinder! Es wird manchem Lehrer und Geistlichen blutsauer, da hinein zu gehen, weil die Haut vielen Zungen zu kurz ist und irgendwo platzt.

Ich habe aber nie zur ‚ultima ratio‘ — zum Stoc greifen müssen und nie etwas Schlimmes bei den Jungen erlebt. Vielleicht hat meine Antrittsrede einigen Eindruck gemacht, in welcher ich meinen verehrten Zuhörern auseinandersetzte, „daß ich ein Schafhirt und kein Schweinhirt sei. Der Schafhirt gehe voraus, und die Schafe folgten, er ziehe kein Schäflein am Strick, noch schlage er sie; der andere Hirt ginge aber hinterdrein mit der Peitsche. Sie könnten sich also selbst den Vers machen, wohin sie gehören wollten, und die Wahl stünde ihnen frei.“ Das nehmen sie denn auf die Ehre, und ich habe nie Not, etwas zu sagen. Ach, wer sich nur immer in ein solches Kind hineindenken könnte und in seinen Gesichtskreis! Wie so manches Kind hat kaum einen richtigen Sonnenstrahl — Hof fünf Treppen links — weder vom Himmel oben, noch von den Eltern und einem Menschen auf Erden empfangen! Mehr als alles Einlernen und Ausfragen heißt es doch, die Kinder in dieser Stunde in eine reine, heilige Atmosphäre zu heben, in der das junge Herz ahnungsvoll etwas einatmet, wovon es in späterer Zeit lebt. Die liebsten Stunden sind mir oft die gewesen, wenn im Juli der „Rest“ zurückblieb, dem es nicht vergönnt war, auf Sommerfrische zu gehen, und der in der heißen Julizeit seine Sommerfrische auf seine Art sucht. Das waren oft die originellsten Kinder, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, die kein Cool- noch Seebad brauchten. Freilich werde

ich immer noch an jenen Jungen denken, der mir unter einem großen Nußbaum, unter welchem ich die Kinder versammelt hatte, in aller Morgenfrühe zur Antwort gab, als ich ihm den Nutzen des Schweigens klar machen wollte und sagte: „Gott habe dem Menschen zwei Ohren und nur einen Mund gegeben, das deute also wohl darauf hin, das der Mensch zweimal so viel hören als“ — und da viel der tiefsinnige Mann mir in die Rede — „als essen solle.“ Der Junge hatte aber auch unglücklicherweise einen Mund wie ein Stephanischer Briefkasten, so daß alle Kinder ihn anschauend in ein wahrhaft homerisches Gelächter ausbrachen. Kurz auch da ein Stück Volk unter Knaben und Mägdlein; so viel Blüten — wird sie der Reif der Großstadt nicht treffen?

Des Nachmittags wollen die Leute meist heiraten, und auch da läßt sich die „Volksseele“ studieren, von der die jungen Theologen heutzutage mit besonderer Vorliebe predigen, zumeist ohne sie in ihren Tiefen zu kennen. Wie redet schon der ganze Brautzug, die Unterhaltung der Gäste in der Sakristei von dem spiritus familiaris, der in dem Herzen weht. Zumeist ist es ja völlig unbekanntes Volk, dessen Vorgeschiede man nicht kennt, höchstens wenn die Leute nach ihren Eltern gefragt werden. Freilich ist's manchmal verwunderlich, was alles die Leute zur Hochzeit mitschleppen oder auch sich vorsingen lassen. Der eine wählte als Hochzeitslied das Lied „Aus tiefer Not schrei' ich zu

Dir.“ Als ihm bedeutet wurde vom „Herrn Küster,“ „das sei doch eigentlich weniger ein Hochzeitslied“ — meinte der Bräutigam, „das Lied sei beim Begräbniſſe ſeines ſeligen Vaters geſungen worden und habe ihm ſo gut gefallen, da habe er es auch zum Hochzeitslied ſich ausgeſucht.“ Nun, nicht ſo ganz weit ab von ihm hielt jener andere biedere Bräutigam, der mir nach meiner Hochzeitsrede unter warmem Händedruck ſagte: „Herr Prediger, ich danke Ihnen ſehr für Ihre troſtreichen Worte!“ Wer weiß, ob er nicht ahnungsvoll geredet!

Nach der Hochzeitsfeier in der Kirche kommt die im Hauſe, oder zumeiſt in irgend einem „Lokal.“ Da muß denn der Toaſt gehalten oder — gehört werden. Es giebt Toaſte, bei deren Anhören einem der Angſtſchweiß ausbricht. Er geht als ein „freier Sohn der Natur“ an gefährlichen Abgründen vorbei und ſtreift Gebiete, deren Betreten ſtreng unterſagt iſt. Aber wenn da einer ſo friſch ins volle Menſchenleben hineineingreift, ahnungslos, daß er auf einem Krater wandelt, der ſofort nach ſeinem Hoch zu ſpeien beginnt; wenn Leute ſich ſtill an einen Toaſtedner heranmachen und ihn an ſeinem „extra mitgebrachten“ maienfriſchen Frack zum Aufhören und Niederſetzen zwingen wollen, er ſich aber vielleicht gar noch umkehrt und ſagt: „Was zupfen Sie mich denn,“ und nun unaufhaltſam das Unglück ſich weiterwälzt — das alles muß man mit erlebt haben, um einen Begriff

zu bekommen von dem, was man bisweilen beim Anhören zu dulden hat. Schwer ist es auch oft, bei wildfremden Menschen den Anknüpfungspunkt zu finden, will man nicht etwa den „kleinen Doastredner“ citieren, Seite vierzig — und gewärtig sein, daß der folgende Redner mit Seite achtundvierzig fortfährt. Manchmal getröste ich mich des Wortes Rudolf Kögels:

Es ist ein Gesetz beim Spinnen von Gedankenfäden:

„Man muß drauf los reden.“

Etwas hat man doch immer auf Lager, wie eine gute Hausfrau allezeit etwas im Rauch, oder im Salz, oder Essig liegen hat, womit sie einen unerwarteten Gast traktiert. Ein bißchen Salz der Lebenserfahrung und der daraus destillierten Lebensweisheit gehört freilich dazu, soll's kein Redebandwurm werden. Aber ich studiere dabei die Menschen und schaue zu, wie viel Gemüt noch in unserem Volke in der Tiefe blizt; oftmals unter recht viel Kaugold doch eine echte Erzstufe. Der Mangel freilich — nicht an Wit, wohl aber an wahren Humor muß jedem auffallen. Unsere Zeit ist eben pessimistisch angehaucht, und Pessimisten sind allemal keine Humoristen. Zwei — dreimal oft am Nachmittag wechselt die Hochzeitscene und das Menu, das vielsagender ist, als mancher denkt. Auch das musikalische Menu ist oft ebenso bedeutsam als — sinnlos. Man fühlt den Pulsschlag der Zeit auch darin, welches die Lieblingsstücke und Melodien der

Leute sind. Kurz, es könnte ein einziger Tag oft Stoff zu mehr denn einer kulturhistorischen Novelle geben, hätte man immer Auge und Ohr offen, noch mehr aber ein bißchen mehr Liebe, die allerwegen der Schlüssel zum Verständnis unseres Volkes bleibt. — Es kommt der Abend, und mit ihm entweder jene berühmten „Thecabende,“ die ein Bazar in „Grün“ sind, allwo man sich zum besten irgend einer „Wohlthätigkeit“ um die Nachtruhe bringt; oder die Gesellschaften, die leider oft mehr einem Menschen-Mixpickles als einer Gesellschaft gleichen und mehr Arbeit als Erholung sind. Am Strome stehen und sinnend hineinschauen, was alles in ihm vorübertreibt, ist interessant; aber seliger ist's, aus diesem Strome einen retten zu dürfen. Dann war auch solch ein „Tag in Berlin“ nicht verloren. —

---

## An der Mittagstafel im Kurhause zu . . . .

---

So eine Mittagstafel (table d'hôte) in einem Bade hat wirklich ihre „zwei Seiten.“ Nicht bloß links und rechts von oben herunter, wie jeder andere biedere Tisch, nein auch darin, daß es Leute giebt, die sich ihre Freiheit nicht nehmen lassen, essen wollen, was und wenn es ihnen beliebt, und sich auch auswählen wollen, neben wem sie sitzen möchten. So zur Stunde da sein, um das „kurgemäße Menu“ hinabzustürzen, bewacht von dem Argusauge des Kurarztes und vielleicht neben einen Menschen gesetzt, der kaum die Anfangsgründe und Fingerübungen „standesgemäßen“ Essens studiert hat — das ist ihnen peinlich. Aber ein anderer denkt: „Es ist doch mühselig, sich sein Essen zusammenzustoppeln aus, wer weiß was, für Überbleibseln des großen Tisches; allein ist man ja doch zumeist ohne die Frau in einem Badeorte, warum noch die Menschen fliehen, die doch alle gleich hungrig und unterhaltungsbedürftig sind wie Du? Ist es sich doch wirklich besser zu mehreren als allein und die Mahlzeit ist von alters her der Sammelpunkt des Hauses

gewesen. Hält Essen, Leib und Seele, so hält es auch die Menschen zusammen; ein allein essender Mensch hat immer etwas Bedenkliches an sich!" — Mit dem letzteren hielt ich es, und als der Kellner so ewig lang läutete, erhob ich mich auch aus der Isolierung in die Allgemeinheit des Seins, zum Tisch. Es ist unangenehm, wenn man nicht zu spät kommt und „nachreiten“ muß, von den andern, die auf den folgenden Gang warten, derweilen gemustert und geprüft. So fand ich denn unter der umsichtigen Leitung des „Herrn Oberkellners“ bald meine Nummer. Denn Nummer ist man ja bloß an solchem Orte. Wie oft hört man Kellner: „Nummer 24 kommt nicht“ oder „ist ausgegangen!“ Wer kann auch die Namen alle behalten! Ich verbeugte mich; für meinen Gruß dankten die einen, die andern nicht, und man konnte also gleich die Menschheit „fortieren.“ Ich hatte es glücklich getroffen; mein Nebenmann war aus Amerika und trug den bezeichnenden Kinnbart, der Mund und Wange völlig frei läßt. Schon nach der Suppe waren wir im Gespräch. „Gespräch!“ wer will dich schildern in deinem bewegten Strom und Lauf! Die Brücke von einem Gedanken zum andern ist oftmals so dünn wie eine Spinnwebe, und wenn man sich hinterher fragt: ja wie sind wir denn nun gerade auch darauf gekommen? so eilt man rückwärts und rückwärts, und schließlich findet man doch sich nicht mehr durch. So war's auch bei meinem Nachbar zur Rechten, den die Nach-

barin zur Linken, die schon länger im Badeort weilte, schon öfters mußte angezapft haben. Ich fiel in eine „Fortsetzung folgt,“ denn wir waren plötzlich im Junggesellenlande, und doch war noch nicht einmal der versprochene „Sastbraten mit Heringsauce“ da, den man jedenfalls zu einem solchen Gespräch haben muß. Mein Nachbar, der verheiratet war und sechs Kinder hatte, erzählt mit innigem Behagen, wie vor vielen Jahren „bei ihnen drüben“ ein Junggeselle, und zwar ein Geiziger noch dazu — so recht hübsch hereingefallen sei. Also: Es lebte vor vielen Jahren in den Vereinigten Staaten — meinethalben in Pennsylvanien — kein junger, aber immerhin noch begehrenswerter Herr, hoch in den Vierzigern, in einem eleganten Hause. Es fehlte ihm nichts als eine Frau; aber die hatte er aus Habsucht und Sorgen nicht geheiratet, weil er dachte, er müsse dann mit seinem Gelde heraussrüken. Da er „unverschämt gesund“ war, wie meine verehrte Freundin von sich sagt, so spitzte er sich auf viele Jahre und hätte höchstens eine reiche Frau geheiratet, die ihm dann nach ihrem Ableben im Ehekontrakt ihr ganzes Vermögen zugeschrieben hätte. Aber solche Vögel waren selten, und auch diese seltenen flogen immer wo anders hin. Er hatte dafür eine Haushälterin aus Virginia, tapfer und wohlgenut, jünger als er, die vortrefflich kochte, alles blink und blank in Küche und Zimmer hielt, wie das eine rechtschaffene Virginierin thut. Sie hatte guten Lohn, und es fehlte

ihr auch nichts als ein Mann, aber den bekam sie nicht, weil sie zu arm war. Und doch wäre sie so gern Frau und Herrin geworden, und bei ihrem heitern und tapferen Sinn wäre ihr das zu wünschen gewesen. Da kam sie eines Tages zu ihrem Herrn, sehr erregt, und bat ihn um ihren Lohn für drei Monate voraus: „Warum wollen Sie ihn haben?“ Sie stockte — endlich sagte sie: „Ja — eben las ich in der Zeitung, daß man einen großen Gewinn machen kann. Es ist eine Geldlotterie in Boston, und denken Sie: das große Los gewinnt 500,000 Dollars. Heute Nacht hat mir dreimal nach einander die Zahl 7846 geträumt, immer wieder und wieder geht sie mir nach. Da will ich's drauf wagen, aber das Los kostet hundert Dollars, und so viel habe ich nicht zusammen. Darum bitte ich um das Fehlende. „So — also — wie war die Nummer,“ sagte in langgezogenem Ton der besagte Junggeselle. „7846, mein Herr, und nicht anders, die muß gewinnen.“ Er gab das Geld, und die Haushälterin verschwand. Mehr, denn er sonst gewöhnt, ging er seitdem abends aus auf etliche Stunden in ein benachbartes Café. Nach einigen Monaten ließ er an einem Tage feierlich die Virginierin rufen. Sie erschien. — „Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen,“ sagte er langsam. Sie horchte auf. „Ich bin des Alleinseins müde; Sie kennen seit Jahren meine Gewohnheiten, ich bin an Sie und Sie sind an mich gewöhnt, warum sollten wir nicht unsere Jahre zusammen-

legen, da kommt doch immer noch ein hübsches Süm্মchen heraus. Wir können uns das Leben hübsch einrichten.“ „Aber Master Brown,“ sagte die verblüffte Virginierin — „Sie wissen doch, daß ich arm bin, wie eine Kirchenmaus.“ — „Das thut nichts zur Sache — Armut schändet nicht, wenn man ein so gutes weiches Herz hat wie Miß Hebsiba.“ Das hatte sie ihm wirklich nicht zugetraut, solchen Edelmut, und sie geriet auch in einige edeldenkende, anerkennende Redewendungen. „Ist es Ihnen recht, so gehen wir bald zu dem Notar und machen die Sache fertig,“ sagte er. Sie zog sich an, und die beiden gingen zur Verwunderung der Straße Arm in Arm, unbekümmert um die Verlobungsreden, die ungeheißer die Nachbarn hielten. Unterwegs machte er ihr plausibel, daß sie doch einen Ehekontrakt machen wollten, wonach eins dem anderen sein Vermögen bedingungslos vermachen sollte, der überlebende Teil sollte den andern ganz beerben. Die Virginierin wollte Einwendungen machen und bemerkte edelmütig, daß er dabei zu kurz komme, da sie ja nichts habe — aber er ließ das nicht gelten. So unterschrieben sie denn den Kontrakt, die Ehe wurde geschlossen, die Hochzeit gehalten, wozu der Junggeselle sich „hochanständig“ aufgerafft hatte (mit heutigem Spruch zu sagen, als ob's überhaupt etwas Anständigeres gäbe als was Anständiges). — Am Tage nachher, so nach dem Mittagessen, sagte der ehrenwerte Master: „Hebsiba,

ich habe Dir etwas zu sagen.“ Und sie horchte wieder hoch auf — denn sie dachte eigentlich, daß er jetzt als braver Ehemann eigentlich nichts mehr zu sagen hätte. „Nun was, Mr. Brown?“ (denn sie konnte sich so schnell noch nicht in den gleichberechtigten Ehestand finden). „Du bist ein Glückskind! denke — Dein Los hat gewonnen, und zwar den großen Gewinn — 500,000 Dollars! Nein, Du bist nicht mehr die arme Hebsiba — Du bist meine reiche goldene Frau.“ Starr und bleich vor Schrecken stand Hebsiba da, keines Wortes fähig. „Nun, was sagst Du, mein Goldengel? Freut es Dich nicht, reut es Dich etwa, daß Du mich zum Erben eingesetzt? — Immer noch blickte die Virginierin stumm vor sich hin. „Nun, so sprich doch? Nicht wahr, die Freude macht Dich stumm?“ — „Ach, Mr. Brown — ach, arme Hebsiba!“ — „Nun was denn?“ „Ach, — denken Sie, ich habe ja gar nicht das Los gekauft! Als ich die hundert Dollars hatte, da reute mich das schöne Geld, es so zu wagen, und habe es auf die Sparkasse getragen!“ — Nun war das Entsetzen an ihm. Keines Wortes war er fähig. „Ich habe es Ihnen ja gleich gesagt,“ weinte Hebsiba, „daß ich arm bin wie eine Kirchenmaus — ich wollte ja nichts vermachen, weil ich nichts habe. Ich will aus dem Hause gehen, arm wie ich bin und Ihnen keine Mühe machen. Ich werde es auch niemand sagen, wie es gekommen. Lassen Sie mich gehen.“ — Er ging stumm erregt auf und ab und danach in seine

Stube. Sie packte derweilen ihre paar Habseligkeiten, legte das Brautkleid zurecht und alles, was er ihr sonst geschenkt, den Ring und den Schmuck — als sein Eigentum. Etliche Stunden vergingen. Dann trat er heraus, mild und freundlich, ein veränderter Mann. Er sah die Kleider und was sie zurecht gelegt, so eigen an. „Heßiba — ich habe Dir etwas zu sagen,“ sprach er mit weicher Stimme. „Ich habe an Dir sehr unrecht gethan, und Du mußt vergeben. Wir sind von Gott- und Rechtswegen getraute Eheleute, und dabei bleibt's. Gott hat mich gestraft — ach nein, ich will sagen: auch belohnt für meine Habsucht — denn ich habe nun gefunden, daß ich ein armer Mann bin, aber daß Du ein reiches Herz hast. Nein, wir wollen zusammenhalten, und wenn Du stirbst, so vermachst Du mir deine Liebe, und wenn ich sterbe, vermache ich Dir mein Geld“ — und damit küßte er sie und trug ihr Brautkleid selbst in den neuen Schrank und steckte ihr den Ring wieder an die Hand. — Und die zwei sind die glücklichsten Leute gewesen in ganz Pennsylvania und haben viel Gutes gethan. Er starb vor ihr, und sie hatte ihn rührend gepflegt: „O Heßiba,“ sagte er, „wenn ich Dich nicht gehabt und Du nicht das große Los geträumt, wie ginge es mir! Ich — ich habe das große Los gewonnen.“ Kinder hatten sie nicht, so blieb ihr das Erbe, das sie durch ihren Fleiß gemehrt. Als sie starb, vermachte sie das ganze Vermögen dem Kirchspiel, in welchem sie einst getraut

worden, zur Ausstattung von braven verlobten Mädchen aus Virginia, „die Gott fürchten, arm sind und Edelmut haben,“ wie es in ihrem Testament heißt. — Wäre ich nun nicht an die table d'hôte gegangen, sondern hätte so allein und „einselt,“ wie die Pfälzer sagen, diniert, so hätte es mir erstens nicht geschmeckt, und zweitens hätte ich diese erbauliche Geschichte nicht gehört.

---

## Aus Bädern.

### Aus einem „weltverlorenen“ Bade.

Salzschlirf, am 4. September 1888.

„Was — nach diesem Bade willst Du gehen?“ sagte mir ein Freund, als ich ihm von Salzschlirf sprach. „Das ist ja ein ganz weltverlorenes Ding!“ „Nun — mach' mir nicht graulich, Du bist ja wie Ännchen im Freischütz, die vor der Wolfschlucht bebend singt: Wie! was! an jenen Schreckensort!“ entgegnete ich ihm. „Hier ist der Prospektus! Lies einmal, gegen was alles dies Bad gut ist: Gicht, Gallenstein, Gelbsucht, Fettsucht, Rachitis, Gelenkrheumatismus, Neurasthenie, Rachenschleimhautkatarrh und sonstige Bresten — mein Liebchen! was willst Du noch mehr? Dazu Moorbäder, kohlen saure Bäder! In dem Wasser: Chlornatrium in Menge, Chlorlithium mehr als in irgend einer Quelle in Europa — kohlen saures Natron, Eisenoxydul, Jodmagnesium und 87 2,9 cem freie Kohlen säure — und das alles soll nicht helfen? Es blüht so manches Veilchen im Thal, das unbeachtet, weltverloren duftet! Die großen Bäder sind wie die

grand vins: sie verderben noch mehr, als sie helfen. Ja, die vielen Menschen dort verpesten noch das Bißchen Luft, das man atmet. Früher erholte man sich an den Menschen, und heutzutage von den Menschen. Darum auf nach dem weltverlorenen Salzschlirf!“ Der Eilzug brachte uns schnell nach Fulda. Ich kannte die alten Türme noch, die schwarze Kuppel, die sich über dem Grabe des Apostels der Deutschen wölbt. War ich doch noch mit den verfloffenen Thurn- und Taxischen Postwagen von Frankfurt über Fulda, Bacha, Schmalkalden nach Leipzig gefahren und hatte damals Zeit, mich in Fulda umzusehen. — Eine halbe Stunde später, und wir waren jetzt auf der Fulda-Gießener Bahn in Station Salzschlirf. Die Bahn stieg aufwärts, ganz „kurprogrammmäßig:“ 250 Meter über Meeressfläche. Welche Höhe der Weltanschauung! Giebt's einen hübschen Bahnhof, so ist es der von Salzschlirf. Der Wald zieht sich nah heran von der einen Seite, von der andern sieht man in ein grünes, tiefes Thal. Der Stationschef, eine prächtige Kattengestalt, mit braunem Haar und Bart, ist ein wahrer Gartenkünstler. Die prächtigsten Blumen zieren den Bahnhof; ein mächtiger Myrten- und drüben ein Granatenbaum, also Liebe und Ehre, stehen am Eingange zu einem lauschigen Vorplatz vor dem Wartesaal II. Klasse, und Nachttauben nisten in dichten reblaubumhangenen Käfigen, sicher vor dem Weih und Geier, die, aus dem Buchenwald kommend, sich in

den Lüften wiegen. Hinter dem Bahnhofe, mit einem köstlichen Blicke ins Thal, ladet eine Mooshütte Dich ein, deren Buzenscheiben dem heutigen „Bedürfnis“ Rechnung tragen. Wenn nun der prosaische Bahnhof, diese moderne „Angststätte,“ schon so poetisch geschmückt den Badegast begrüßt — wie wird erst das andere sein. Und so war es auch. Der Kurhauswagen, ein ganz breiter, solider Kunde, brachte die mittlerweile zu uns Gestoßenen hinab ins Thal zum Kurhause. Es ist ein großes, dreistöckiges Haus mit hübscher Veranda, die zu einem geschmackvoll angelegten Parke führt. Eine sinnige Hand muß es gewesen sein, die die Mischung der Bäume besorgte. Scheint abends der Mond durch die leise zitternden Rüstern, Silberpappeln und Blutbuchen, ist's wirklich zauberisch. Erinnerste einen nur nicht der hohe Schlot des Dampfhause an die gemeine Wirklichkeit! Aber Dampf, wo weist Du heute nicht! Gegenüber von dem Kurhaus steht das Badehaus, tiefer im Parke selbst der Bonifaciusbrunnen, zu dem eine Allee alter, hoher Bäume führt. Unmittelbar am Wege fließt die Schlitz, deren Bosheit und krumme Winkelzüge in diesen Tagen durch eine Flußregulierung korrigiert wurden.

Wir traten dann ein in den Speisesaal, wo wir gerade noch recht zum Abendessen kamen, setzten uns an ein isolirtes Tischchen, gedenkend, daß wir hier ja weltverloren und ungekannt seien. Aber wie kann

der beste und aufgeklärteste Mensch sich täuschen! Nicht fünf Minuten saß ich da, als sich langsam ein Badegast in Gestalt eines kurhessischen Metropolitans und Superintendenten auf mich zuwälzte, mit der Frage, ob er nicht die Ehre habe, den bewußten „Verfasser“ zu sprechen. Also „entdeckt,“ sagte ich, wie jener Amerikaner, als „Monsieur Columbus“ ihm nahte, und ergab mich in mein Schicksal. Es saß nämlich in der großen Gesellschaft unglücklicher Weise eine Leserin des Daheimkalenders vom Jahre 1888, worin mein Bildnis abgeklatscht war (zum Nichtkennen ähnlich, wie ich meinte) — aber sie hatte mich danach erkannt, was mich für den besagten Kalender doch freute. Der hochwürdige Amtsbruder sah für die acht Tage, die er erst da war, schon sehr „entgelbt“ aus, so daß ich doch die Wirkung irgend eines der Drydule an ihm mit Freuden entdeckte. Am folgenden Tage ging's zu der Trinkkur morgens um 6 Uhr, zu dem zwar nicht gerade süßen, aber nicht allzu bitteren, kühlen Wasser mit etwa 20—30 gleich ausgeschlafenen Menschenherzen. Dann kommt das berühmte Frühstück, wie allerwärts, als erste Belohnung für die Bitterkeiten des Frühaufstehens und des Brunnens, dann das kohlen saure Bad, Ruhe in sehr vortrefflichem Sprungfederbett; dann wieder Trunk des Bonifacius und um 12 Uhr ein Mittagessen, reich genug, jeden Hunger zu stillen, vortrefflich und „unter Oberaufsicht des Kurarztes“ gekocht, und das alles für 1 Mark 25 Pf. —

Dann wieder Wassertrinken um 5 Uhr, und Abendessen um 7—8 Uhr. Um 9 Uhr senkt sich tiefe Stille über Thal und Kurhaus, und der brave Kurgast schläft und träumt von Salzwasser und Kohlensäure. Das ist unser Tag. Aber dieser Tag geht hin in köstlicher Luft. Im Kessel liegt wohl Salzschlirf; aber nicht etwa eingeschlossen, dumpf und feucht, nein — lustreich und doch geschützt durch die Ausläufer des Vogelsberges, mit dem schönen Wald auf der einen Seite, den Ausläufern der Rhön auf der andern; mitten drin sattgrüne Wiese, die die muntere Schlitz mit ihren Nebenbächlein durchzieht. „Nirgends hat sich,“ so meldet ein Bericht, „hier eine luftverderbende Großindustrie festgesetzt.“ Ja, wo sollte sie auch hin! „Dafür aber,“ so meldet der klassische Bericht weiter, „findet der Kurgast rasch, je nach Wunsch — Anschluß an angemessene Gesellschaft. Nie kann sich in Salzschlirf jene gedrückte Stimmung festsetzen, wie in andern Bädern — nein — die anämische blutleere Dame gedeiht sehr gut neben der auf Gewichtsverlust (welcher Euphemismus!) arbeitenden, stets munteren Truppe der Wohlbeleibten! Die große Mehrzahl der Kurgäste gehört den gebildeten Ständen an und hat guten Fonds zu angenehmer Unterhaltung in sich selbst (!) und sucht rauschende Vergnügungen und Pomp im Interesse der Sammlung des Gemüths zu vermeiden.“ Ja, hier rauscht kein seidenes Kleid, sondern nur die Wipfel der Bäume

und das stille Wasser der Schltz. Die einzige Aufregung verursacht das „Kurorchester,“ das mit der Musik keinen allzu großen Mißbrauch treibt und nur Donnerstags, sechs Mann hoch, aus dem benachbarten Lauterbach kommend, sich hier produziert. Bei der Musik sammelt sich, was sonst sein müdes Haupt anderwärts als im Kurhaus niedergelegt hat. Denn das Kurhaus ist kein Abgrund, in den jeder erbarmungslos gestürzt wird. Noch einige gute Logierhäuser und Gasthöfe sind da, und drüben über der Schltz im Dorfe sind gute Zimmer zu haben. Vom Dorfe ist man im Kurhause völlig getrennt, und man sieht es nur vor sich liegen, den Berg hinauf gebaut mit seiner hübschen Kirche. Aber da nach „alter Väter Weise“ noch der ganze „Nibelungenhort der Landwirtschaft“ frei, offen, duftig durch die Straßen fließt, so ist es kein Schade, daß das Dorf lieber vis-à-vis als „nah debi“ ist. „Langeweile hat noch nie ihren Einzug in Salzschlirf gehalten,“ sagt der obige Bericht, sie, „das Geheimnis der vornehmen Welt,“ ist hier also unbekannt. Welch ein Glück! Und es ist nicht zu viel gesagt. An seiner Langeweile ist der Mensch ja nur selber schuld. Aber wenn sie je ihren Einzug hielte mit Pauken und Trompeten — am Bonifaciusbrunnen und bei der sommersprossigen Wassernixe daselbst wird sie verenden! Denn das Wasser ist ja wirksam gegen „hypochondrische Verrücktheit,“ und macht im Gegenteil durch die „Menge freier Kohlenäure“ den Menschen, auch den an „geringen

Hydrocephalus“ leidenden, frisch und fröhlich und gesellig. Das haben wir hier erlebt. Ist hier ein armer Junge aus der Rhön, das einzige Kind seiner Eltern, etwa siebzehn Jahre alt, gelähmt und schwach, den sein Vater ins Bad trägt, wie er ihn übers Gebirge getragen. Da wird von einer edlen Frau der Gedanke angeregt, ein „Wohlthätigkeitskonzert“ zu veranstalten. „Das Geld ist da, es ist nur noch nicht hier,“ sagte einst mein origineller Freund. „Die Kunst besteht nur darin, das Geld, was da ist, hierher zu bringen.“ Also schnell das Programm entworfen, der Gäßsaal durch einen „konstverständigen“ schwäbischen Baumeister zu einem Konzertsaal umgewandelt, mit Podium und Fahnen in Landesfarben, mit Kaiser und Kronprinz. Das Piano wird im Schweiß des Angesichts hinaufgezwingt, der Prolog kündigt Zweck des Ganzen an. Dann vierhändiges Spiel zweier Damen, russisches Volkslied einer Deutschrussin — statt der plötzlich „abgesagten“ Primadonna ein Duett, Gesang Löwischer Balladen durch einen noch nicht völlig verärgerten Amtsrichter; Violoncellspiel eines veritablen Deutschengländer's von etwa fünfzehn Jahren, der als „Knabe ein Möslein“ mit Variationen „stehen sah,“ nebst einigen dornigen Passagen; Vortrag eines gemütvollen Gedichts an die holde Muse der Tonkunst — und zum Schluß Vortrag des Verfassers über die „Wonne des Gebens“ — das wurde geboten. Vor dem Saale lauerten an einem Tischchen zwei Cerberusse in Gestalt

eines Frankfurters und eines Kölners, die gegen eine Mark Entree mit bedeutsamem Hinweis auf „Mehr“ den Eintritt gestatteten. Der Ertrag war schließlich über 300 Mark. Die Kurkosten wurden bezahlt und das verkaufte Kalb des armen Bauern wieder ersetzt. Jeder fühlte sich gehoben und im Herz- und Geldbeutel erleichtert, und empfand, daß er selbst ein Bonifacius — d. h. ein Wohlthäter sein könnte, und schief des Abends doppelt sanft nach seinem Bonifaciusbrunnen auf dem Federkissen eines „edlen Bewußtseins“ ein. Thut der Brunnen nicht Wunder? Wo findet man in Karlsbad, Baden, Teplitz, Marienbad, Nauheim, Aachen eine ähnliche wohlthätige, schwefelsaure Gesellschaft?

Aber wir sind dazu in berühmter, altchristlicher Gegend. Hat doch Pipin der Kurze, alten Angedenkens an das Kloster Fulda auch „Salzschlirf“ geschenkt, und schon 885 läutete dort ein Glöcklein zur Kirche. Die gefürsteten Äbte zu Fulda bezogen aus den Salinen dieses „weltverlorenen“ Ortes ihr Salz, und konnte der Abt 1779 reskribieren: „Der gute Betrieb unserer Saline gereicht uns zum gnädigsten (!) Wohlgefallen.“ Aber dann kam freilich das XIX. Jahrhundert und setzte Bischof und Saline, Domkapitel und Fürstprimas, alles von der Erde weg. Der Brunnen wurde unter kurhessischer Regierung vollends zugeworfen. Aber wie alles eine zeitlang zugeschmissen werden kann und sich dann wieder ans Licht drängt, so auch der Bonifaciusbrunnen. In großer Mächtigkeit quillt er

jetzt wieder in der Tiefe, liefert brav in 24 Stunden eine halbe Million Liter Wasser, und was er nicht leistet, das besorgt der Kinderbrunnen, der Tempelbrunnen — und bei wem es gar nicht durchgreifen will, dem hilft das „hessische Bitterwasser“ im nahen Großlüder mit Sicherheit auf die Beine. Kurzum — es ist Friede hier unter den 500—600 Menschen, die seit 15. Mai bis jetzt hier weilten, alle „stillbeglückt ihrer Freuden wartend.“ Da ist kein Drängeln zum Brunnen wie in Karlsbad; kein orangegelber oder grasgrüner Ritter von Gallenstein, oder Freiherr von Nierenstein, aber still gesundende Menschen, denen kein anderes Bad geholfen, Lahme, die wieder gehen lernten, und Menschen, die ihres Lebens wieder froh wurden. Ein intelligenter Arzt — (kein empedokleischer Priester der Balneologie mit orakelndem Dunkel) — giebt Dir Rat, ohne Dich zu „bemuttern.“ Die Apotheke fehlt freilich, aber desto gesünder befinden sich die Leute, und was not thut, führt der Arzt selbst. Post und Telegraph fungieren nach allen Erdteilen; das Wasser geht in viel tausend Flaschen jährlich zu allen Schichten der Gesellschaft. — Aber ringsum ladet Dich der Wald und manche alte wohlerhaltene Burg, manch kleines, in sich befriedigtes Städtlein zum Ausflug ein. Eine Stunde von hier wohnen die Grafen von Görz zu Schlitz — (der Majoratsherr, der ehemalige feinsinnige Direktor der Kunstschule zu Weimar). Drüben in

Eisenbach sitzen im herrlichsten Tann, in altem feuerfesten Schlosse die Freiherren von Niedesfel. Wie heimlich und traulich das Schloß mit den alten Schießscharten und hohem Turme und welch entzückender Blick hinab in den herrlichen Park! Eine Karosse, die einst „Erfürstbischöflichen Gnaden“ gedient, bringt Dich hinüber in kurzer Zeit. In wenig Minuten erreichst Du aber auch vom Bade den Waldrand, und der Weg führt Dich durch den duftenden Wald erquickend stundenweit. Also lebt sich's im weltverlorenen Bade. — Ich kam hierher, berlinmüde und voll Schmerzen. Vierzehn Tage sind nun vorüber — ob mich das „weltverlorne Bad“ von „Hypochondrie“ und „Wasserkopf“, von „Nachenschleimhautentzündung“ und „Gehirnschwund“ geheilt, mag dieser Brief zeigen!

---

### Aus Wildungen.

Diesmal nicht aus dem „weltverlorenen“ Salzfchlirf, sondern aus einem stadtkundigen „Geschwisterkinde“ desselben sende ich Gruß und Handschlag. Von Salzfchlirf habe ich aber gute Mär zu melden. Der arme Peter, von welchem ich erzählte, den sein Vater auf dem Rücken über die Rhön schleppte, ist diesmal auf zwei Stöcken zu Fuß herübergewandert. Unser damaliges Wohlthätigkeitskonzert hat ihm die diesjährige Kur auch noch ermöglicht. Einen Stock hat er jetzt

schon weggeworfen — und vielleicht folgt der zweite nach. „'s ischt halt e Bädle,“ pflegte meine schwäbische Wirtin von der wundersamen Quelle zu Liebenzell zu sagen — und ich sag' es auch von Salzsäure: „'s ischt halt e Bädle“ und thut im Stillen Wunder. — Die Sommerhige in Berlin war nachgerade bedenklich geworden. Den Büblein in der Schule, denen im strengen Winter der Verstand eingefroren, trocknete der übrige Rest dieses wertvollen Materials in der Sommerhige noch ein, und auch anderen, längst aus der Schule Entlassenen ward's nicht minder drückend. Da blieb denn nichts übrig, als zu entfliehen; freilich zunächst als homöopatisches Mittel in die ebenso heiße Eisenbahn. So ein durchwärmtes Coupé ist zur Winterszeit immer behaglich, aber zu Eiskühlern im Sommer hat sich der Eisenbahnminister noch nicht aufgeschwungen, trotz seiner sonstigen Fürsorge. Als ich die drohende Menge von Menschen sah, die merkwürdiger Weise gerade so klug waren wie ich, am Schlesischen Bahnhofe einzusteigen, um den guten Eckplatz für die Nachtruhe zu erobern, nahm ich schnell als „Mensch erster Klasse“ das entsprechende Billet und fuhr ab, glücklich allein im engen Raum! Aber am Alexander-Bahnhof stieg das Unglück in Gestalt eines Passagiers (nach rührendem Abschiede „allerseits“) ein. Wir passierten glücklich die Sphylle des Friedrichstraßenbahnhofs und die Charybdis Potsdams — und nun waren wir ziemlich „sicher bis Magdeburg“ und dar-

über hinaus. Mein Mitinhaber begann gleich hinter Potsdam mit seiner Nachtoilette, die er in einem ziemlich großen seidenen Bündel mit sich führte. Er that ganz wie zu Hause, die Stiefel aus, die Schlappen an, die Beinkleider aus, die Weste, den Rock — ich dachte: was kommt nun noch? Dann hüllte er sich in den kastanartigen Burnus, der seine etwas massigen Glieder mollig umwogte, zog eine Art seidener Kapuze um den Kopf, und der Anzug war fertig. Er beschaute sich beim letzten Sonnenstrahl im Spiegel, und dann versank er von Potsdam an bis hinter Kassel in unsäglichem Schlummer. „Der Bildungsgrad eines Menschen wird am besten im Eisenbahnwagen erkannt,“ hat jüngst jemand glücklich herausgebracht, und Riehl, der Kenner von Land und Leuten, hat in seinen Lebensrätselfn herausgerechnet, „daß unter hundert Menschen, die erster und zweiter Klasse fahren, kaum fünf gut erzogen sind.“ — „Das ist minimal,“ pflegte mein Freund zu sagen, wenn ihn etwas an der Menschheit ärgerte. — Das Schlimmste war aber, daß dieser im Ehestande befindliche „Zeitgenosse“ — denn das ist doch immerhin jeder, wenn er auch sonst nichts ist — sich von seiner Ehe liebsten das Schnarchen nicht hatte abgewöhnen lassen. Er hätte Vorstellungen darin geben können; denn es ging vom höchsten Sopran und lächelnden und fächelnden Säufeln bis hinab in des Basses Grundgewalt und ward oft zum behaglichen Grunzen. An Schlaf war somit für mich nicht zu

denken, den leider jedes Uhrtickens weckt. So galt es denn, sich des gesunden Schlafes seines Nebenmenschen neidlos zu erfreuen. Es war eine „Nachtübung“ in der Geduld für den Soldatenpfarrer. Als der Morgen graute, waren wir in Kassel, allwo es Kaffee gab — welche Erquickung! Er hätte noch verschlafener und aufgewärmer sein können, als er war, er hätte doch geschmeckt. Und nun nach dem Kaffee und der etwas antiken Tünke von Milchbrot im frischen Morgenrauen die Cigarre! Das war doch Ersatz für die Schlaflosigkeit. Als der Schlaf und Zeitgenosse jedoch den Dampf roch — ward er geweckt und murmelte: „Erster Klasse nur unter Zustimmung aller Mitreisenden das Rauchen gestattet.“ Er hatte Recht, ich sagte ihm aber ernsthaftiglich: „Wissen Sie aber auch, daß eine neuere Bestimmung das Schnarchen in erster Klasse nur unter Zustimmung aller Mitreisenden erlaubt? Sie haben nun sieben Stunden in einem weg, ohne mich zu fragen, geschnarcht — gestatten Sie mir eine Viertelstunde zu rauchen.“ Er grunzte etwas, aber verfiel gleich wieder aus dem Reden ins Schnarchen. Endlich kam Wabern — die Station für Wildungen, wohin ich wollte. Ich wünschte dem Manne noch „allerseits“ weiteren Schlaf über Marburg und Gießen hinaus bis zum schönen, neuen Frankfurter Bahnhof; und er beschnarchte den guten Wunsch, und ich ging ab.

Es war noch sehr früh; frischer Morgentau lag auf den von der Hitze völlig verdorrten Feldern, keine Wolke am Himmel, es gab wieder einen heißen Tag. Die biedere Klingelbahn klingelte und schlang sich durch die Wälder, durch die Felder, „ich war allein auf weiter Flur.“ Es hat etwas Eigenes, so allein im Morgenrauen im Eisenbahncoupé vorüberzufahren an stillen Dörfern und Städten; alles liegt noch ahnungsgrauend im Dämmerlicht; was wird der Tag bringen oder nehmen? Hier noch tiefer Schlummer, dort steigt schon der Rauch aus dem Schornstein, und eine verschlafene Magd zündet gähmend und sich reckend das Feuer an zum Kaffeekochen. Das thut sie alle Tage, und ihr Leben geht nach des „Dienstes gleichgestellter Uhr,“ nur qualitativ verschieden vom Leben Bismarcks und Moltkes. So war's schon vor Jahrtausenden, und der 104. Psalm (dem Alexander von Humboldt den Preis aller Naturschilderungen zuerkennt) sagt von Nacht und Tag: „Wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon (die Löwen und das Ungetier, das im Finstern sich regte) und legen sich in ihre Löcher. So gehet denn der Mensch aus an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend,“ und so wird es sein bis an das Ende der Tage!

Endlich nach sechs Klingelstationen „Wildungen.“ Ich dachte, nun kommt das Ende der langen Fahrt — aber wie kann ein sonst mit leidlicher Intelligenz behafteter Mensch sich wieder täuschen!

Nun ging's erst aufwärts, eine Chaussee entlang, zum hochgelegenen Städtchen, dessen Pflaster sich einer tiefen Versunkenheit zu erfreuen hat. Ich begriff nicht in meinem beschränkten Unterthanenverstande, warum man die Bahn nicht noch ein Ende weiter hinaufgeführt hat. „Hindernisse, wenn welche da wären, sind doch schließlich dazu da, um überwunden zu werden,“ sagte mein alter Pioniermajor. Aber dieser legte Rest Weges muß einem armen Leidenden, der ohnehin schon mit letzter Kraft ankommt, noch „den Rest“ geben, und dazu dem größten Kontingente der Badegäste, den Nierenleidenden. So mußten einst viele Jahre hindurch zu einem andern berühmten Weltbade eine Stunde weit her die Reisenden von der Station abgeholt werden, alles von wegen des Posthalters, der seine Wagen doch nicht umsonst halten konnte. Erst nach vielen Jahren kam es zur Zweigbahn, die absolut keine Schwierigkeiten bot, sondern jetzt sachte wie Olivenöl durch die Fluren hinwandelt. Aber der kleine Posthalter hielt doch Jahre hindurch, wenn auch nicht die Weltgeschichte, so doch Abertausende von Menschen zum Nutzen seines Säckels auf. Wer weiß, an welcher kleinem Rade in der Maschine eines Ministeriums eine Sache oft jahrelang sich zerarbeitet! Auch Wildungen mit seinen alten, buckeligen Straßen lag glücklich hinter uns, und wir mündeten endlich in die schöne, alte Baumallee. Hohe, ehrwürdige Bäume sagen, daß hier keine Augenblickspflanzung eines Lustkurorts, die wie

die Pilze aus der Erde hervorschießen, uns umfängt, sondern daß Generationen unter dem Schatten dieser Bäume schon gewandelt und — geseufzt haben. Zur Rechten und Linken villenähnliche Hotels und Logierhäuser mit blühenden Gärten; alles atmet Behagen und verhüllt das Elend, das hierher geschleppt wird. Endlich winkt die „Pension Göcke“ mit Kurhausanhang, ein stattliches Haus, mitten im Garten gelegen, jedes Zimmer mit einem Balkon versehen und unten große Veranden. Kaum erinnere ich mich eines Hotels, das so vortrefflich dirigiert ist. Alles geht still und flugs seinen Gang; man weiß: es sind leidende Menschen hier, denen außer anderen Bresten auch die edle Geduld fehlt; Menschen, die nicht „Herren von Wartenberg,“ sondern alle „von Eisenburg“ sind, um mit dem alten Valerius Herberger zu reden. Da ist denn alles vermieden, was den kranken „gebildeten“ Menschen reizt, Teller- und Besteckgerassel, überlaut plaudernde Kellner, und was dergleichen Reizmittel mehr sind.

Zur Victorquelle ist's auch noch ein Endchen zu gehen; aber der Weg führt durch prächtige Parkanlagen hinab in einen kühlen Wald- und Wiesengrund. Dort entfaltet sich erst die ganze Pracht alter Bäume, die in einer Allee zum Brunnen führen. Aber vom Wiesengrunde aus wird der Blick begrenzt durch das hochgelegene Schloß, das aus Waldesgrün mit seinen Zinnen schaut. Es ist so wohlthuend fürs Auge, sich nicht in endlose Ferne verlieren zu müssen, sondern den festen

Ziel- und Schlußpunkt zu haben — und was dem Auge gilt, gilt auch unserm Denken und Handeln. Beschränkung ist noch keine Beschränktheit. Die Quelle ist in einem zopfigen Tempel gefaßt — wie man etwa im vorigen Jahrhunderte der „Freundschaft“ und der „Genügsamkeit“ ihn weihte. Da ist keine prächtige „halle à boire“ wie in Baden-Baden, keine massive Brunnenkolonnade wie in Karlsbad, die als günstigster Rheumatismusfang auch den gesunden noch „liefert“ — schmuck- und anspruchslos ist die Perle gefaßt. Es ist ein Männlein und ein Fräulein, die hier ihre Schätze aufthun. Victor und Helene, der erste stark und kräftig, die zweite sanfteren Gemüts — so wie es in rechter Ehe sein soll. Aber die sanfte Helene ist auf Flaschen gezogen, wie so manches Fräulein der Neuzeit mit etwas „Etikette“ versehen. Denn sie logiert etwa drei Viertelstunden von ihrem Victor und führt ihren Haushalt für sich. Die verehrliche „Aktiengesellschaft“ hat sich noch nicht zu einer Pferdebahn aufgeschwungen, die die Trinkenden in kurzer Zeit schmerzlos dorthin führte; nur ein Omnibus fährt dorthin. Wer aber solch Möbel von ferne kennt, der spricht mit Gretchen „Heinrich, mir graut vor Dir.“ Da muß denn die kohlen-saure Helene noch etwas sanfter bei Victor ankommen, um dort getrunken zu werden.

Nun die Menschen! Sie setzen sich aus allen Ständen zusammen, von der Excellenz bis zum Gemeinen, der in seiner Uniform, ohne Säbel, aber am selbstgeschnitzen

Stoche sich schleppt; vom Geheimrat, dem wirklichen oder sogenannten, bis zum Supernumerar, aus Männern und Frauen und Kindern. Es sind keine quitten, orange- und olivenfarbenen darunter wie in Karlsbad, keine Menschen mit doppelter oder dreifacher Nase und kolossaler Leibesfülle — meist sind sie blaß und hager. Aber auf manchem Antlitz steht eine ganze, jahrelange Leidensgeschichte:

Angst, davon die Augen sprechen,  
Not, davon die Herzen brechen.

Jeder rät still an dem andern, was ihn wohl hergetrieben, denn juist zur Freude kommt man nicht hierher. Und die Menschen — sonst so schweigsam, sie verhehlen ihr Leiden nicht; mit peinlicher Genauigkeit erzählen sie vom „Leid der Demütigung,“ wie Sankt Paulus sagt, oft unbekanntem Menschen. Aber der Generalnenner „Leiden“ — und der andere — die „Heilquelle,“ bindet diese bunten Mosaikstücke und Bruchteile der Menschheit zusammen. Da ließe sich mit Gotthold Scriber gleich eine „zufällige Andacht“ zusammenschmieden. Wären doch sonst die Menschen so offen, was ihre Fehler betrifft, so eins in der Hoffnung auf Genesung durch die eine Lebensquelle, die nicht nach Stand, Reichthum und Bildung fragt, sondern „universal“ heilkräftig wirkt!

Am Ende der Allee ist auch ein „Badehaus“ mit sechsundzwanzig ganzen Bädern für etwa fünfhundert Menschen! Da ist leicht hinein zu dividieren, wie viele

auf einen kommen, und es geht manchem wie dem armen Kranken am Teiche Bethesda, da immer ein „anderer“ zuvor hineinstieg. Bis abends 6 Uhr wird in dem an Kohlensäure reichen Wasser gebadet, und wir gratulieren dem letzten badenden zur „geruh-samen“ Nacht, wenn er sie richtig fertig bringt. Für die Männlein geht's noch, aber die armen Fräulein! „Dreimal muß ich mich umkleiden alle Tage, und keine Kammerjungfer!“ seufzte die eine. Ob nicht „Gewässer“ genug vorhanden für mehr Bäder? Nun, das ist das Geheimnis der „Brunnenverwaltung,“ dessen Schleier zu lüften wir nicht berechtigt sind. 's ist nur ein bißchen „wunderbar“ und nicht zu verwundern, wenn mancher Badearzt des Nachts herausgetrommelt wird, dem wahrhaftig bei so vielen Leidenden ein wenig Nachtruhe zu gönnen wäre. Die Ärzte sollen dort sehr geschickt sein, aber wenn ich an all ihre Marterwerkzeuge denke, dann überkommt mich dasselbe Gefühl wie beim Omnibus. Ich war froh, keinen Arzt belästigen zu müssen, sondern als Subjekt unter diesen Objekten Wildungens wandeln zu dürfen. Und wahrlich, es könnte einen locken, auch ohne Leiden in diese Wald- und Bergluft zu gehen, unter das Dunkel dieser schattigen Bäume. So viel auch Menschen hier — im Nu ist man ihnen entrückt im nahen dichten Waldesgrün. Es gehört ja zum heutigen Reifestil, die Menschen zu fliehen, statt sie aufzusuchen.

Für Wohlthätigkeitskonzerte wie in Salzhilf

gab's hier keine Gelegenheit, kein armer Peter und auch keine Sänger und Dichter waren da. Die Musik besorgt eine ganz anständige Kurkapelle, die sich bis zur „Walküre“ aufgeschwungen, aber auch die „Abelaidé“ ganz hübsch spielt. In dem Anbau der Pension ist der Kursalon, der noch ein kurzes Dasein fristet, um später einem großen Kurhause, das im Bau begriffen, zu weichen. Dort ist auch „Theater,“ und zum Vergnügen leidender und schlafloser Badegäste sammeln sich die Schönen der Umgegend, um „Ball“ zu halten. Auch ein Zauberkünstler und Seelenleser fand sich ein. Dem man entflieht in den Städten, man findet's in mäßiger Auflage allenthalben wieder. So verfolgt den gebildeten Menschen die „Bildung“ als Furie auf Schritt und Tritt. Wir machten uns dagegen auf, um in der Familie des lebenswürdigen „Kadis von Wildungen“ und seiner jungen Frau das Schauspiel eines beglückten jungen Paares zu sehen und den Tönen zu lauschen, die der rechtskundige Gatte perlend den Saiten seiner Violine entlockte. Es war ein Stück Heimat und Haus in der Fremde.

Wem leidende Menschen keine Abscheu, dem werden sie ungesucht zum Stoffe für einen Dankpsalm dem Erhalter des Lebens zu Ehren, der uns bislang vor schweren Leiden bewahrt und freundlich geführt. Den Leidenden selbst aber, an denen Wildungen Wunder gethan, gilt die schöne Inschrift, die der alte Hufeland in den kleinen Quellentempel geschrieben: „Dank sei

dem gütigen Schöpfer, der den Menschen zum Trost diese Heilquelle geschenkt! "

### Aus luftiger Schwarzwaldhöhle.

Lustort Hundseck, 1. August 1889.

Erschrecken Sie nicht über den ungeheuerlichen Namen des Ortes, von welchem aus ich Ihnen schreibe. Er könnte an ein Wirtshaus im Speffart gemahnen, allwo einem unversehens der Garaus gemacht wird, wenn man sich nicht etwa zusammensetzte und à la Hauff des Nachts Geistergeschichten erzählte. Aber nichts von alledem ist auf Hundseck zu befürchten. Freilich, vor nahezu fünfzig Jahren stand fast auf derselben Stelle ein langes, strohgedecktes, verräuchertes Haus. So eine echte Schwarzwälderhütte, wie sie die ehrsame Polizei der heutigen Tage und die Feuer- versicherungsgesellschaften zum Wohle der Menschheit und ihrer Kassen verbieten. Als Jungen zogen wir damals selbacht hinauf, um die Hornisgrinde zu besteigen. In dunkler Nacht trafen wir in dem Wirtshause ein, in welchem in der ruhigen Stube ein hellroter Kienspan brannte, um ihn her schwarze Gefellen und an den Wänden blitzende Ärte. In der Nacht überfiel die eine Quartetthälfte ein Schauer, sie kamen im Nachtkostüm mit ihren Betten herübergewandert und erzählten uns Schauermaßen von Bohren und

Sägen an der Wand, von leisen Menschenstimmen und Pfeifen und Pusten. „Die bringen uns um,“ unkte der eine, ein zartes Bürschlein, das eine Tante in Baden hatte und sehnüchzig weinend in die Worte ausbrach: „Wann i nur bei meiner Tante in Bade wär.“ — Wir rüdkten Waschtisch und Schränke gegen die Thüre, der eine lud sein rostiges Terzerol, und wir warteten schaurig der Zukunft. Aber es kam nichts — stille schlich es den langen Gang hinab, und wir hörten nichts mehr. Morgens wollte sich die wohlbelebte Wirtin schütteln vor Lachen über unsere Angst und Notwehr und erklärte uns den Spuk der Nacht. „Ja, meine Herren, das sind ja die Kohlenbrenner und Holzhauer aus'm Wald, die schnarchen so und pfeifen, als ob sie Tannen sägten, und als ob der Schwabenwind über die rauhe Münzach käm' — da macht m'r sich nichts draus.“ Wir zogen denn etwas beschämt von dannen.

Nun ist die Hütte abgebrannt, ein grauer, be-  
mooster Felsstein bezeichnet noch die alte Stätte;  
wenig Schritte davon erhebt sich das neue stattliche  
Haus mit der viel sagenden Inschrift: „Luftkurort  
Hundseck. 3000 Fuß über dem Meere. Stütz-  
punkt für viele prächtige Touren. Hotel.  
Pension. Restauration. Nähere Auskunft mit  
Hülfe genauester Karten erteilt gern der Be-  
sitzer — Hammer.“ — „Mein Liebchen, was  
willst du noch mehr? könnte man wohl sagen. Aber

man kann noch Besseres sagen, als das glänzende Schild meldet. Denken Sie sich ein ziemlich großes Haus mit etwa 40 Zimmern, mit gelben Holzziegeln von außen bekleidet, drinnen reiche Wasserleitung, Telephonverbindung mit der „ganzen Welt,“ ein großer, luftiger Eßsaal — also alles, was der gebildete Mensch braucht in dieser Einsamkeit. Und einsam ist's hier — ein Schritt vom Hause und meilenweit dehnt sich der Wald mit den herrlichsten Tannen und weichem moosigen Grunde in üppigster Vegetation, durchrauscht von klaren Bächen, zu allen Seiten aus. Wir sind wie auf einer Art Paßhöhe, wo die Wege sich treffen und teilen. Aber diese Höhe ist nicht öde und kahl. Der mächtige Tannenbaum schaut uns freundnachbarlich ins Fenster hinein, und sein Rauschen wiegt sanft in den längst vermißten Schlummer. Unmittelbar am Hause, von den oberen Fenstern auch zu erschauen, strahlt die Krone Hundsecks: der bezaubernde Blick hinein in einen echten Schwarzwaldgrund.

Erst dehnt sich wie ein Teppich, eine kleine, lichtgrüne Wiese in satten Farben aus, dann schieben sich rechts und links die bewaldeten Berge in ihren Ausläufern wie Coulißen in einander, einer immer etwas höher als der andere und immer blauer, bis ins Tiefschwarze sich verlierend, und hinten als Hintergrund der lange Rücken der langen „Grind,“ die das Murgthal von dem Dostthal trennt. Da ruht das „häusermüde“ Auge aus in dem farbenreichen Grün; im frei-

willigen Abgeschlossenheit von aller Welt (selbstverständlich ohne jeglichen „Menschenhaß“) und völligem Umschlossenheit von der Lannwelt liegt schon ein Stück Heilkräft für den Menschen des XIX. Jahrhunderts. Auch sonst werden ihm hier etliche Kulturflügel geschnitten. Für Toiletten, Fräcke, Schminken und Haarkräuslerkünste ist kein Raum; auch ist absolut nichts zu schachern und kaufen, wenn's nicht ein Stock wäre oder ein Cigarrenkistchen mit einem höchst gefährlichen Kraute und der Devise: „Souvenir de Hundseck“. So kehrt notgedrungen der Mensch zur „Einfachheit“ zurück. Freilich ist's mit der Einfachheit so eine Sache. Es ist gerade wie das Zeugnis unserer Schüler, das sie mit geteilten Empfindungen nach Hause bringen und worin es heißt: „befriedigend“ oder „fast befriedigend“ oder „kaum nicht befriedigend.“ Man ist so klug wie vorher, denn man weiß ja nicht, womit eigentlich der betreffende Herr zufrieden. Mit dem Wissensdurste ist es wie mit dem gemeinmenschlichen Durste: der eine ist mit zwei Seideln Bier „befriedigt“ und der andere mit zwölfen noch lange nicht. So ist's auch mit der „Einfachheit“ hier. Des Morgens reichlich Kaffee oder Thee oder Kakao, Milch, Butter, Honig — um  $\frac{1}{2}$  1 Uhr Mittagessen mit Suppe, dreierlei Gängen Fleisch, einer süßen Speise und Dessert und abends  $\frac{1}{2}$  8 Uhr Suppe und zweierlei Gänge warmes und kaltes Fleisch mit Salat oder Kompott. Ob Sie damit „befriedigt“ sind und das „ein-

fach“ nennen nach Ihrer diätischen Grammatik, weiß ich nicht. Dies „einfache“ Essen, samt Zimmer mit einem Bett, kostet 6 Mark pro Tag. Ob Sie das billig finden, muß ich wieder Ihrem wahrscheinlich „billigen Ermessen“ ganz ergebenst „anheimstellen.“ — (Diese letzte Redewendung ist von seltener Güte, dehnbarster Bedeutung und immer da anzuraten, wo man selber entweder keinen Rat weiß oder den andern „reinfallen“ lassen will. Gebrauchen Sie dies Wort recht oft und recht gesund!)

Der Tageslauf beginnt also mit dem Frühstück und verliert sich dann in Hängematten, die in den dichten Tannen angebracht sind, in welchen sich unser einzigstes „gnädiges Fräulein“ wiegt, während wir andern Civilseelen die Waldwege aufsuchen, die sich in Fülle hier ausdehnen. Im Nu ist auch hier alles aus einander gestoben, sei's hinauf auf die verschiedenen Köpfe der Umgegend (denn außer unsern Köpfen, von denen manche weniger „bewachsen“ sind, sind wir von einem Heer von dichtbewaldeten Köpfen umgeben) dem Riesen-, Hoch-, dem Mehlistopf. Des Nachmittags sammelt sich die Jugend beim Kegelspiel, dieweil die Alten schlafen, und dann wird zum Teil gemeinsam der Ausflug gemacht bis zum Abend. Sind's doch bis zum sagenhaften Mummelsee nur zwei Stunden, allwo man sich grufeln lassen kann, wenn auch der Wirt dort nicht bereit ist, wie ein Kollege in Neckarsteinach, dessen Schild besagt: „Auch ist der Wirt er-

bötig, Legenden und Sagen der Umgegend seiner Gästen vorzutragen.“ Wer ein bißchen angehaucht ist von Märchendunst, macht im stillen Tann sich von selbst Märchen, was er ins Haus braucht; dem erzählen rauschende Wipfel und bemooste Steine, gefällte Stämme gerade genug. Fällt gar der Lichtglanz der untergehenden Sonne durch die Tannen, so lichtgold, daß man nicht hineinschauen kann, dann ist's, als ob irgend eine blonde Fee holdselig durch den Wald schritte und lockte, an ihrem Glanze sich die Finger zu verbrennen. Was Wunder, wenn überall Sage auf Sage sich hier oben drängt! Oder es geht hinunter nach Hundsbach, dem biedereren Better der Hundseck. 's ist ein richtiges Schwarzwaldthal, mit Sägemühlen und zerstreuten Höfen mit Wohlhabenheit und Armutei; denn die findet sich wie die Flechte an den grünen Tannen angerankt, auch hier oben, wenn auch kein Bettler sich sehen läßt. Um so schöner von unserm Forellenwirt am Eingange des Ortes, der seit zwölf Jahren keinen Hauszins von der armen Witwe in seinem Nebenhanse gekriegt und ihr bislang nicht gekündigt hat. Es zieht sich dann der Weg vom Forellenwirt, in dessen schattigem Tannengrund ein klares Bächlein links vom Kaffeetisch rauscht, hinauf zum Kirchlein — rechts eine Illustration zu Uhlands Kapelle mit der Mahnung hinab ins Thal:

„Hirtentnabe! Dir auch singt man dort einmal!“

Dann hinauf in die Waldschlucht hinein bis zum Original Hundsbachs, dem „Stabhalter“ — einer Art Bürgermeister. 's ist ein kleiner, freundlicher Mann, der seinen Dienst mehr um der Ehre, als um des Geldes willen thut. Als wir ihn fragten, wieviel Gehalt er denn habe im Jahr, gab er lachend die klassische Antwort: „Wenn ich 900 Mark aus meinem Sack drauflege, dann habe ich gerade 1000 Mark.“ Sie sehen, daß dort ein Philosoph im Bauernrocke haust.

Oder man geht hinauf zum „Kirchweg,“ der von Hundsbach nach „Herrenwies“ zur Pfarrkirche sich zieht. Der Weg selbst ist ein Stück Predigt: so kirchensstill mit seinen tiefen Tannengründen, hinter denen die Badener Berge blauen, dazu so schön gehalten, als wäre man im fürstlichen Park. Herrenwies ist eine Forstkolonie aus alten Zeiten, jetzt nicht mehr die Hochschule junger Förster wie einst. Ein Priester, ein Lehrer und Förster, ein Stabhalter und der Wirt zum Auerhahn — da ist so ziemlich alles beisammen, was, im Winter eingeschneit, sich vom Sommer erzählen kann. Alle vermieten, und man ist überall gut aufgehoben, wenn nicht gerade einmal der Blitz in den Schornstein schlägt und die Suppe versengt. Es ist eine Herrenwiese — still und friedlich liegt sie vom Wald umkränzt, die Luft ist weicher und linder als hier oben auf Hundseck, wo sie einem wohl, wie uns jetzt, mit fünf Grad Wärme um die Nase geht. Denn um das Barometer schert sich der „Schwabenwind,“ der

über den schwäbischen Schwarzwald kommt, nicht. „Das Barometer geht hinauf, und der Regen kommt herunter,“ das ist hier oben der Trost. Im vorigen Jahre muß wochenlang ein böses Wetter hier gehaust haben. In dem unvermeidlichen „Fremdenbuche,“ das für den Senat des deutschen Reimvereins eine reiche Ausbeute böte, haben sich denn auch die Klagetöne hören lassen. Ein Schwabe hat seinen berühmten Landsmann travestiert und bei drei Grad Wärme sich folgendermaßen ausgedrückt:

Es reden und träumen die Menschen viel  
Von besseren künftigen Tagen;  
Der Mensch hofft immer Verbesserung,  
Doch stets folgte die — Verwässerung. —  
Beginnen wir morgens den Tageslauf,  
So machen wir hoffend die Läden auf!  
Verhüllt auch die Sonne ihr Angesicht,  
Wir pflanzen die Hoffnung: es werde noch licht.

Eine „Rheinschwäbin“ mit kräftiger Schrift seufzt:

Samstag, Sonntag, Montag Regen,  
Feucht und naß auf allen Wegen,  
Sturzbadwellen, Wasserleitung,  
Rote Nasen, Winterkleidung,  
Zimmer Barometerfragen,  
Stets erneutes Weheklagen,  
Ein'ge spielen desperat  
Domino und Silberfat!  
Sprach entsetzt Herr Justus Schneider:  
„Nein, so geht es nimmer weiter,  
Hier im Zimmer sitzen nur,  
Ist doch keine „Waldbluftkur!“

Sie sehen, Gelegenheit macht Diebe und Dichter.  
Welcher Holzfrevler im deutschen Dichtewald wird nicht  
in diesen Luftkurorten verübt! Schreibt doch einer:

Gerne hätt' ich jedem andern  
Meinen Auftrag übertragen:  
Festtagsdichtung hier zu machen,  
Denn mir fehlt's an Poesie. (!)  
Aber hier am trauten Orte,  
Angehaucht von Tannwaldgeistern,  
Schwillt die ungefüge Ader,  
Das Poem „entwickelt“ sich!

Und nun die Gesellschaft, die sich hier oben findet?  
Erwarten Sie keine Kurliste, wo Herzöge und Grafen  
den Reigen bilden. Wir sind uns alle unseres Wertes  
bewußt und bildeten bis vor wenig Tagen, so verschieden-  
artig wir auch komponiert waren, doch die Grundmelodie  
des „bürgerlichen Schauspiels.“ Alte und Kinder, ge-  
rade sieben Schwaben, fünf Nordländer, die andern  
aus Mannheim, Frankfurt, Mainz und Baden-Baden.  
„Was sich liebt, das neckt sich,“ und der ist „keiner  
von den besten, der sich nicht selbst zum besten hat und  
haben lassen kann,“ gilt hier. Gerade die Stamm-  
verwandten kennen die Schwächen der andern genau,  
aber jeder traut dem andern das beste zu. Man  
kann solch eine Vereinigung nicht machen; ein einziger  
Gast kann als Bankos Geist fungieren und einen Bann  
über alle legen, wie auch einer alle elektrifizieren und  
zusammenhalten kann. Aber es traf sich glücklich —  
die Kinder gemahnten an die eigene sorglose Kinderzeit,

wo so recht der der Schulfessel entledigte, biedere Flegel sich bei maßlosem Appetit entwickeln konnte. Die frische Kuhmilch wird hier den Kindern erbarmungslos eingepumpt, und man erinnert sich jener holden Jahre, wo einem ähnliches widerfuhr. Aber jeder erzieht auch die fremden Kinder und fühlt sich berechtigt, als „Onkel“ oder „Tante“ zum gemeinsamen Besten einzugreifen, wenn eines sich „überlebt“ (wie der süddeutsche klassische Ausdruck für ein „Über=essen“ heißt) oder übermäßig heult. Ein gemeinsames Waldfest mit Improvisation, Gesang und Spielen vereinigte alle, um die verspielten Particen in Bier und Seltzwasser und Schinkenbrotten aufzulösen; am regnerischen Abend wurden Scharaden gemacht und eine Rätselflut losgelassen.

Am Sonntag einigte uns eine stille Feier im Saale, zu der die Gäste der fernen Pensionen heraufwallten. Unsere Herbergseltern sind die Hammer'schen Eheleute; er, ein hübscher, sangbarer, gebildeter Mann, der in Bühl einem ausgedehnten Eisengeschäfte vorsteht; seine junge sanfte Frau hier oben mit ihrem Augentrost, dem Sprößling „Max,“ ist mit Hülfe des vielgewandten Stellvertreters, Maushardt, und des internationalen Koches, der im Winter dem Rhedive in Kairo kocht, die „Mutter vons Janze.“ So trug Hundseck für uns den Charakter der guten alten Herberge, wo man wirklich noch „Gast“ und nicht „Zimmernummero“ im Hause ist.

Aber ich habe eben andere Pensionen genannt — nicht etwa auf Hundseck, denn wir sind einzig in unserer Art — wie bereits in jenem Buche einer sang:

Man schafft so oft sich Sorg' und Müß',  
Sucht Bäder auf und findet sie —  
Und läßt die „Hundseck“ unbemerkt,  
Die doch am Wege blüht! —

Mein, tiefer unten liegt der „Sand,“ die älteste der Pensionen, etwa 20 Minuten von der Hundseck. Es ist ein traulich Haus, kleiner als Hundseck, enger die Stuben, beschränkter der Raum, aber dafür ein freier Blick ins Rheinthal hinab auf Straßburgs Münster und die Vogesen; geschützter gegen rauhe Luft als hier oben, aber dafür auch wärmer und dumpfiger bei anhaltender Hitze. Der Wald ist in unmittelbarer Nähe hinter dem Hause, das der Gemeinde Bühlerthal gehört, deren Pächter der berühmte Wirt mit dem noch berühmteren Namen „Maier“ ist. Als Zeichen seiner poetischen Stimmung (die er auch in seiner weißen Jacke nicht verleugnet, da er zugleich Selbstherrscher der Küche ist), steht auf dem Balken in der Wirtsstube in altdeutscher Schrift:

Der Sandwirt von Passeyer  
Als „Hofer“ war bekannt,  
Der hiesige wird „Maier“  
Von seinen Gäst'n genannt.

Im Frühstückszimmer wird dem Gaste mit dem Zaunpfahl gewinkt und derselbe über den Sand getröstet durch folgende Verse:

Merkwürdig, daß am Waldestrand  
Dieser Ort ist „Sand“ benannt.  
Fürchtet drob nicht Mangel hier,  
Küch' und Keller sorgt dafür.  
Würzig ist des Waldes Duft,  
Prächtig labt des Berges Luft,  
Eines guten Weines Quelle  
Sprudelt hier an dieser Stelle.

Der Tisch wetteifert mit dem der Hundseck, wenn man den Gourmands trauen darf, die auf diesen Artikel hin die Pensionen bereisen. Aber „Herr Maier“ hält sich auf der Höhe und behandelt jeden Gast als seinen Freund, wenn er nicht gerade mit einem zusammenrennt, der aus dem Küchenchef nicht den Hausherrn herauszudestillieren versteht. So ist's auf dem Sand ganz gemüthlich, wenn auch zusammengedrängter als auf Hundseck; beim guten Wetter geht es, aber beim schlechten ist's vielleicht etwas beengend. Vorab sind die Wirtsleute gegen einzelne Damen, die sich dort ansiedeln müssen, sehr aufmerksam.

Noch tiefer unten liegt der „Plättig,“ etwa 20 Minuten vom Sand. Richtig so genannt, weil er auf einer Platte liegt. Hier ist die prächtige Aussicht noch freier ins Rheinthal hinab. Wer Sonne liebt, der wird sie dort finden. Ein neues Logierhaus über der Straße mit einer warmempfundnen, aber feucht-angelegten Bierstube mit Bildern von kunstvoller Hand gemalt, birgt die Gäste, die zum Mittagsmahl in den niederen Eßsaal herüberwandern müssen. Die Gesell-

schaft ist wohl dadurch geteilt und weniger Zusammenhang in ihr als bei uns, aber sie rühmt sich etlicher Exzellenzen und Baroninnen; vor allem einer guten Küche, der die Seele des ganzen, die tapfere Frau Weiß, vorsteht, während ihr Mann, ein braver Krieger aus 1870, der noch tapfereren Frau gegenüber vielleicht seine Fehdelust eingebüßt hat und friedevoll über dem doppelten Plättig waltet.

Diese drei Pensionen sind stille Rivalen, nicht der Wirte, die die Gäste den andern gönnen, wenn sie ihr eigenes Haus voll haben, sondern der Inwohner. Wir auf Hundseck blicken auf diese „Sandwich- und Plattkopfsulaner“ hoch herab, freuen uns des Schwabenswindes, den wir aus erster Quelle beziehen — während die beiden andern den Emporkömmling Hundseck, der erst vor zwei Jahren sich zu einem menschenwürdigen Dasein emporgeschwungen, bemitleiden und ihm seinen „hündischen“ Namen von Herzen gönnen. Wohlan, wenn nur jeder, mit seinem Lose zufrieden, sich hier oben erholt und findet, was er gesucht, verliert, was er sich wegwünscht, gewinnt, was er verloren, seinen schlechten Humor und sein Geld los wird, wozu er hier reichliche Gelegenheit findet. Denn z. B. das Fahrenmüssen ist hier ein teures Vergnügen für den, der nicht kapitelfest auf den Füßen und am Herzen ist. Die Wagen werden aus Bühl erst citiert, da nur auf dem Plättig ein Landauer zu haben ist. Aber freilich ist's das Ideal des Reisens im Schwarz-

wald: im offenen Wagen sich die Welt zu besehen, auszu-  
zu steigen, wenn man Lust hat, und ohne Ermüdung  
den Vollgenuß zu haben. Die Jugend aber soll mit  
dem Känzlein auf dem Rücken zu Fuß wandern; wir  
Alten aber, denen das Herz klopft beim Steigen, dürfen  
uns erlauben, vierbeinig die Berge zu besteigen. Und  
doch auch bei dem Herzklopfen ist uns ein klassischer  
Troft geblieben. Als eine etwas empfindsame Dame  
einem schwäbischen Doktor hier oben klagte: „Ach, mein  
Herz klopft so arg,“ antwortete er gelassen: „Sein Se-  
froh, daß's klopft!“ Also per Wagen hinüber durch  
prächtigen Hochwald nach Breitenbronn, auch einem  
„Luftkurort.“ Was der gute Dertel mit seinen „Luft-  
kurorten“ und „Terrainkuren“ angerichtet! Wie vielen  
Wirten hat er damit auf die Beine geholfen! Nun  
ist alles „Luftkurort,“ und damit ist die Berechtigung  
für die „Sommerfrische“ motiviert. Denn ein „bißchen  
krank“ muß doch heute jeder sein, wenn er Anspruch  
machen will, irgendwie interessant zu sein. Aber gut  
ist's schon, daß die Ärzte den Leuten mehr durch gute  
Luft, als durch vieles Baden helfen wollen. Denn  
man badet sich auch manchen Rheumatismus nicht  
bloß weg, sondern auch gründlich an. Werden die  
Menschen wieder zu Menschen in guter Luft, bei gutem  
Wasser, bei frühem Aufstehen und frühem Zubettgehen,  
lassen sie einmal ihre Würden und Bürden zu Hause —  
so sind sie widerstandsfähiger, auch ihre Bresten zu tragen,  
mit denen sie eben doch einmal so behaftet sind, daß

sie sie als besonderes Eigentum betrachten. Würde sonst einer sagen: Ich habe heute „mein“ Kopfweh wieder! — Nun also nach diesem Erguß: Breitenbronn. Es liegt dieser jüngste, eben im Ausschlüpfen begriffene Kurort in herrlicher Lage. Buchenwald und Tannenwald stoßen hier zusammen, da Breitenbronn tiefer liegt. Ein massives, hübsch gebautes Haus, die Zimmer mit Altanen versehen, die Vorderfront mit einem wunderbar schönen Blick auf die Reuchthalberge gerichtet, während die Hinterfront in den Wald schaut — die Stuben hübsch und zum Teil geräumig. Tiefe Abgeschlossenheit von aller Welt findet dort der Wanderer. Noch geht kein Telegraph und die Post ist erst „im Werden;“ das Haus ist bislang noch unfertig, wiewohl völlig trocken — aber es wohnen schon Familien darin, die sehr zufrieden sind. Ich glaube, daß für eine gewisse Art Erholungsbedürftiger dieser stille, weltverlorene Ort eine schöne Zukunft hat.

Nun lassen Sie mich aber schließen, der Postbote drängt. Es ist der Bruder „Schmerzensreich“ mit seinem noch schmerzreicheren Kollegen, der am Abend den Berg hinaufzieht. Drei Stunden scharf bergauf von Bühlerthal, oft mit 15 bis 20 Kilo Gepäck in Sommerglut und dafür 1 Mark 50 Pfennig Verdienst, wovon noch Abzüge für Kleider, Krankenkassen abgehen! Auch eine soziale Frage. Was wäre es auch, wenn bei der reichen Korrespondenz auf diesen drei Luftkurorten, da doch täglich mindestens etwa hundert Briefe

ein- und abgehen, ein kleiner Wagen mit einem Pferde aus dem Säckel der Reichspostverwaltung angeschafft würde! Und nun denke man sich diesen Weg im Winter! Haben Sie zu dem geistvollen Stephan Beziehungen, helfen Sie, daß sein Herz nicht hinter seinem Geiste zurückbleibt. „Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit, quam proficit“ — das war ein lateinisches Thema und heißt zu deutsch: „Der Kopf ohne Herz ist wenig wert.“ Was hier erquickt im Schwarzwald auf Hundseck — das ist „Einsamkeit und Gemeinsamkeit,“ keins ohne das andere. Über dieses schöne Thema rate ich Ihnen, eine hübsche Novelle zu schreiben.

---

So weit ging jener Brief. Seit dieser Zeit ist es aber anders geworden; Hundseck ist vergrößert, und der Sand hat einen großen Palast gebaut. Auch mit den postalischen Verhältnissen solls besser geworden sein. Ob's aber noch so gemüthlich ist wie damals, weiß ich nicht. Viele Menschen machen leider die Luft und eine Gegend nicht immer besser. Doch denke ich, 's wird noch so viel Tannenduft da oben übrig sein, daß müde Menschen sich noch reichlich erquicken können.

---

## Eine rote Rose auf Geroks Grab.

---

Die lichten Sterne funkeln  
Am Himmel kalt und stumm;  
Von Waffen klirr's im Dunkeln,  
Der Tod geht draußen um —

So klang mir's fort und fort in den Januartagen 1890 durch Ohr und Herz. Werden reife Fruchtgarben schleunig gebunden und in die Scheunen geheimt, oder Schafe eilend vom Hirten heimgetrieben in die Hürden vor losbrechendem Sturm? Erfüllt sich das Wort: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück?“ Wer will es sagen? — Unter ihnen Karl Gerok. Kränze in Hülle und Fülle sind auf sein Grab niedergelegt worden, so reich wie selten einem Menschen; von der Hand der Deutschen Kaiserin und dem württembergischen Königspaare an bis zu den Kränzen der Blinden und Waisenfinder Stuttgarts. An seinem Sarge sind Worte geredet worden, von welchen man nicht weiß, welches das bezeichnendste und ergreifendste, und den liederreichen Mund hat die herrliche Stuttgarter Liedertafel zu Grabe gesungen. Aber allent-

halben her legten sich unsichtbar und lautlos Kränze nieder, betaut von den Thränen derer, denen Gerok ein Führer zum Licht und Leben gewesen; manch' köstliche Niederblume ist, rasch getrieben durch die Blut des Schmerzes, aufgeschossen über dem Hügel des geliebten Sängers. Ihn kennen und lieben war ja eines; und wer ihn nicht liebte — der kannte ihn nicht. So legt auch das Daheim den Kranz dankbarer Erinnerung nieder. Ist Gerok ihm doch von seinem Entstehen an ein treuer Freund gewesen, hat ihm seine köstliche Jugendgeschichte, als einem verständnisvollen Leserkreise, anvertraut, und wie manches seiner herrlichen Gedichte im Daheim traf zur rechten Zeit das lösende und befreiende Wort an den großen Wendepunkten unserer neueren Geschichte. So mahnte mich das Blatt an einen wehmütig-süßen Liebesdienst, als Freund vom Freunde zu reden, nachdem das letzte, was Gerok ins Daheim schrieb, ein liebevolles Wort zu meinem eigenen Bilde war. Gewiß, bessere Federn werden seine Bedeutung für Kirche und Litteratur preisen, wenn erst zum Verlieren das Vermissen gekommen sein wird; ist die Lücke gerissen, so versteht man leider erst voll und ganz den, der sie ausgefüllt. Und wie viel und wie vielen wird er fehlen! So mag denn der Leser vergeben, wenn ich inzwischen notgedrungen mehr von mir reden muß, als mir lieb ist. Ich tröste mich aber des Wortes, das mir geschrieben wurde: „Erzählen Sie uns, wie Sie Gerok kennen lernten und

wie Sie sich liebgewannen. Das ist der beste Nekrolog, den ein Freund dem andern aufs frische Grab legen kann. Die Wärme geht vom Erzähler auf den Leser über, daß ihm wird, als hätte er selbst eben erst den Freund aufgenommen und nun verloren. Am That-  
sächlichen liegt nichts. Der beste irdische Lohn eines wohlverbrachten Lebens ist der: in den Herzen edler Menschen fortzuleben. Nur der Eindruck, den wir auf unsere Vertrauten machen, verdient litterarisch festgehalten zu werden.“ — Wann ich Gerok zum ersten Mal gesehen! Ja, wenn ich das nur sagen könnte! Aller Liebesanfang ist wie aller Lebensanfang, dunkel und unbewußt. Mir schwebt vor, ich hätte ihn auf dem Stuttgarter Kirchentage im Jahre 1850 gesehen, wo er mir als „Helfer“ an der Hospitalkirche gezeigt wurde. Er hatte damals weder Predigtbuch noch Gedichte herausgegeben. So verklang mir auch sein Name. Wiederum sah ich ihn in den sechziger Jahren, ich glaube 1868, zu Stuttgart. Da war er bereits ein vielgefeierter Mann, und ich traute mich nicht an ihn heran, wiewohl ich mit dem hochgewachsenen Manne mit dem blitzenden Auge und der schönen Stirne, dem wallenden Haare so gern angebunden hätte. Ich hörte ihn predigen und dachte, es werde nun ein Blumenregen über mich herabträufeln, irgend ein improvisierter Vers ihm entschlüpfen — aber nichts von alledem. Das ging so schlicht und verständlich, nüchtern und klar daher, alles durchsichtig.

wie schon die Disposition, aber warm, lebensvoll und herzwinnend. Das Geheimnis seiner Predigt und ihrer Wirkung war eben — er selbst, seine ganze Persönlichkeit, alles in ihm und an ihm predigte. Da war keine Kunst zu merken als die, alle Kunst zu verbergen und dem Hörer die reife Frucht zu bieten, daß er sie genieße und nicht erst den ganzen Werdeprozeß des Wachsens und Reifens mit durchmachen müsse. Das blieb auch — wenn ich anders ihn recht erfasse — der Zauber seiner Rede bis ins Alter. Gelesen sind seine Predigten oft wie der Christbaum im hellen Sonnenschein — immerhin ein Christbaum —, gehört aus seinem Munde aber — wie beim Kerzenschein leuchtend und duftend. Es ist gefährlich für einen jungen Pfarrer, der ich damals war, so einen zu hören, und doch auch wieder so erquickend. Die Herren „Amtsbrüder“ werden verstehen, was ich meine. — So las ich denn erst Geroks Palmblätter, bevor ich ihn eigentlich zu sehen bekam. Ich sah ihn im Worte. Aus seinen Liedern und Gedichten wehte es mich so wonnig an, und um ein Haar hätte ich ihn auch — angedichtet. 's war gut, daß ichs nicht gethan, denn wer weiß, was mir geblüht hätte, bei diesem so demütigen Mann. Denn „Bescheidenheit ist doch nur ein zweifelhaftes Lob und ist oft mehr Klugheit als Gesinnung und Tugend dahinter.“ Ich hörte nämlich, daß eine arme Nähterin im brennenden Straßburg nichts von ihren Habseligkeiten gerettet, als „Geroks Palmblätter,“

die sie sich in ihrer Armut abgeschrieben habe. Darüber wollte ich ein Gedicht machen und ihn, zart und doch schlau, um ein Exemplar für das arme Mädchen bitten. Später hat er mich „arg“ gezanft, als ich ihm erzählte, daß ich's nicht gethan. Ich hatte dann seine „Deutsche Ostern“ gelesen. Ja, das war, als ob er selbst mit dabei gewesen; wie warm hat dies Herz mit seinem deutschen und Schwabenvolke gefühlt! Er stand eben ganz in der Zeit, wie sein innerer Mensch ganz in der Ewigkeit wandelte. Aber weil er das letzte that, darum konnte er auch das erste thun. Durch seine Predigten „Aus ernster Zeit“ zittert das ganze Reid, die ganze Hoffnung jener Tage durch; es sind „Gelegenheitspredigten“ im besten Sinne; denn das Wort bleibt wahr auch für jene Kriegsjahre: „Des Menschen Verlegenheit ist Gottes Gelegenheit.“ — Endlich im Jahre 1877 bekam ich ihn richtig zu Gesicht. Es war bei Gelegenheit eines Vortrages über Musik, dem am Abend eine herrliche Aufführung der Liedertafel folgte. Da saßen wir traulich am Tische, mit seinem Bruder, dem prächtigen Stadtpfarrer von Schwäbisch-Hall, zusammen. Die Brüder gemahnten mich in ihrer Liebe an den Bruderbund mit meinem Max, der jetzt so kurz vor Gerol' heimging. „Das ischt Bruderliebe,“ sagte einst ein badischer Bauer, als er uns zwei miteinander sah — und so war's auch bei Gerol'; war's doch auch sein einziger Bruder, der mit ihm alle Jugenderinne-

rungen geteilt, und ich kann's dem Bruder nachfühlen, wenn er am Grabe sagte: „Wie viel Bruderliebe und Brudertreue sinkt uns in Dein Grab! Keine Freude, die Du nicht mit uns geteilt und brüderlich gewürzt, kein Leid, da Du uns nicht getröstet und aufgerichtet hättest.“

Ich wollte ihn nun in seinem Heim aufsuchen, so in der Dämmerstunde, aber — verfehlte ihn. Doch das schwäbische Mädchen, das mir den bitteren Bescheid gab, daß er ausgegangen, versüßte ihn mir, als ich meinen Namen nannte, mit dem Worte: „Aber dö's wird einmal dem Herrn Prälat arg leid sein, daß Sie da waren!“ Sie gestand mir, daß sie von meinen Büchern gelesen und den Namen oft gehört hätte von „mei'm Herrn Prälat.“ Er schrieb mir dann den ersten Brief: „Hochwürdiger, hochverehrter Herr und Freund! Ihre freundlichen Zeilen geben mir erwünschten Anlaß, für Ihren leider von mir verfehlten, in romantischer Abendstunde zugebachten Besuch meinen herzlichen und schmerzlichen Dank nachzuholen. Es war aber auch so ein Ereignis in meinem Hause, weil ich meiner Jugend Ihre hinterlassene Karte dahin erklärte, sie komme vom Verfasser und Helden des ‚untersten Stockwerkes‘ und so mancher Erzählungen, an denen wir uns im vorigen Winter so köstlich ergötzt hatten. — Ich schließe mit der frohen Hoffnung, daß Sie das nächste mal nicht genötigt seien, in ‚meinem untersten Stockwerke‘ wieder umzukehren. Mit innigster

Verehrung Ihr treuergebener K. Gerok. Stuttgart,  
am 28. August 1877, an Goethes Geburtstag.“

Das war der Anfang einer Korrespondenz, die sich nun von da ab die Jahre hindurch bis zum 7. Januar 1890 in Freude und Leid, in Poesie und Prosa herzerquickend und an Innigkeit sich steigend gesponnen hat. Der „Hochwürdige und Hochverehrte“ sank herab und der „Herr“ mit ihm; und statt dessen stieg das trauliche „Du“ und „geliebter Freund“ empor. Diese Briefe und Lieder sind mein kleiner Hausschatz geworden unter dem Titel: „Flora Gerokiana,“ den ich ungern zeige, weil zu viel Liebes drinsteht. Sie sind wie Brautbriefe, voll Duft einer zarten Liebe eines Älteren zu einem Jüngeren, den er nie sein Jüngersein fühlen ließ. Er, der Schweigsame, der an dem munteren Geplauder seine Freude hatte, konnte so verständnisvoll zuhören, als hätte er eigentlich gesprochen, und einem die Gedanken aus der Seele locken, bereit, sofort darauf einzugehen, und noch was Besseres draus machend, so daß man schließlich nicht mehr wußte, was er, oder was man selbst gesagt. „Und all Dein Denken, all Dein Sehnen — ob's Dein, ob's ihr, Dir ist's nicht kund,“ so ging mir's mit ihm nach Geibels herrlichem Liede. Es ist etwas Eigenes um solche Freundschaften im Alter; sie sind wie ein Johannistrieb, der noch einen goldenen Herbst verheißt. Man hat eine Fülle von Anschauungen, von Erfahrungen und Beobachtungen in sich gesammelt; und wenn nun

zwei zusammenkommen, die Hände zum Nehmen und zum Geben haben (denn manchem fehlt die eine oder die andere) und (in aller Bescheidenheit geredet) so ein Tröpflein Dichterblut auch in dem andern sitzt, dem alles Vergängliche ein Gleichnis ist — dann fließt das kleine Bächlein bald in den vollen Strom fröhlich hinein und freut sich, daß es sich darin verliert und — sich gewinnt. Wenn so manche Gerol schweigsam und nicht „ausgiebig“ fanden, und ich dies Urteil gar nicht teilte, so klärte mich ein guter Stuttgarter darüber auf, indem er sagte: „Ja, mit Dir ischt er halt au anders!“ Dazu hatte er in mir und ich in ihm einen stillvergnügten Gesellen erkannt, der unter Thränen lacht und beim Lachen anderer weint — jenen Schalk, den er freilich in so hinreißender, lebenswürdiger Weise verbarg und offenbarte. Es flogen hin und her die Brieflein, wenn gerade eine gute Stunde oder Gelegenheit kam; wir tauschten unsere Bücher, und die Kritik blieb auch nicht aus. So sandte er mir, nachdem ich ihm zum siebenzigsten Geburtstage gratuliert hatte, sein Buch: „Der letzte Strauß.“ Ich schrieb ihm zurück:

„Das war noch lange nicht Dein ‚letzter Strauß‘!  
Mit Deinem Sang ist's noch nicht aus!  
Denn solch' ein klingend Schwabengemüt  
Singt noch im Tod ein Schwanenlied.  
Vor kurzem trug man Dir ins Haus  
Von Blumen einen vollen Strauß;  
Dafür gebührt sich neuer Dank,  
Dein Dank war stets dann ein Gesang.

Wenn Dich der Herr im sel'gen Land  
Ins ‚Straußlein der Lebend'gen‘ band —  
Wenn Du im letzten Kampf hieltst aus —  
Das war allein Dein ‚letzter Strauß!‘

Flugs kam darauf die beschämende Antwort, die  
ich leider nicht schuldig bleiben darf:

Ein goldenes Herz und ein goldner Humor —  
Das Herz in der Brust und der Schall hinterm Ohr —  
Ob er grüßt zu dem Fes!, ob er dankt für den Strauß —  
Der goldene Frommel schaut immer heraus!

Ein ander Mal eilte ich nach Stuttgart, ihn auf-  
zufuchen, um auf seiner von Winden und Rosen um-  
spielten Veranda ein paar Stündlein auszuruhen und  
schwäbische Luft zu schöpfen. Da hörte ich zum Schrecken,  
daß er vor wenig Stunden nach Baden gereist sei, mich  
aufzufuchen. Ich konnte leider nicht mehr umkehren,  
so setzte ich mich an seinen Schreibtisch und schrieb auf  
das nächste beste Blatt:

„Ach, ich fühls: er ist verschwunden,  
Weilst von hier nur wenig Stunden,  
Und mein heißerträumtes Glück  
Bringt kein Dampfroß mir zurück.

Dichter gleichen sehr den Schwanen —  
Ihnen thut bisweilen ahnen,  
Daß von ferne jemand kãm',  
Der ihn'n Licht und Luft wegnähm'.

So entflohest Du allzu flüchtig,  
Mit dem Schnellzug allzu richtig,

Und mein heiß erträumtes Glück  
Bringt kein Dampfroß mir zurück.“

Die Antwort ließ nicht auf sich warten, bald erschien der Schalk:

„Karl an Emil.

Die Sage ging, im Badischen  
Sei nur der Freund zu finden,  
In lieblichen, arkadischen  
Bekannten Schwarzwaldgründen.

Da warf ich flugs in froher Hast  
Mich in den nächsten Schnellzug,  
Und Frommel war der erste Gast,  
Nach dem ich im Hotel frug.

Im Hirsch und Lamm, in Sonn' und Stern  
Sucht' ich den goldnen Emil,  
Gleichwie der Pudel seinen Herrn,  
Wie seinen Schatten Schlemihl.

Nicht im Hotel, nicht auf der Flur,  
Auf Wald- und Wiesenwegen  
Fand ich von Emil eine Spur,  
Dagegen reichlich Regen!

Und als mein hastig Reiseglück  
Ich sattfam durchgenossen,  
Kam ich durchweicht nach Haus zurück,  
Bis auf die Haut begossen.

Da ließ Dein Brief mich lesen, ach!  
Mit schmerzlichen Entzücken,  
Du thät'st die Stadt am Neßenbach,  
Dieweil ich fern, beglücken.

Drum ob zwei Dichtergenien  
Sich leiblich auch verfehlen; —  
In leichtbeschwingten Xenien  
Begrüßen sich die Seelen!“

So gern wären wir einander näher gewesen. Als ich darum im Scherze ihm einmal sagte: ich wollte gern „Prälat von Degerloch“ (einem Dörflein auf den Höhen Stuttgarts) werden, schrieb er: „Nein, weißt Du was? Werde Du Abt von Hirsau und setz' Dich zur Ruhe, dann werde ich Probst im Kloster Lorch, und wir besuchen einander je und je auf einen Becher kühlen Klosterweines, und Du erzählst mir vom alten Kaiser Weißbart.“ — Mags denn genug sein von dem, was unter uns im heiteren Austausch verhandelt ward. — Mich zog ja noch Tieferes zu dieser lieben, lichten Gestalt. Gerade seine „Unnahbarkeit“ hatte für mich einen besonderen Reiz. Sie war ja nicht eine angenommene, vornehme Haltung, die einem frechen Eindringling ein „Quos ego“ zurief (was er übrigens auch praktizierte) — sondern ein Ausfluß seines nach innen gekehrten Sinnes. Er war wie in einen lichtgewobenen Schleier jungfräulichen Wesens gehüllt, den er nicht gestattete, anzutasten; er war eine Art Sensitive, rauhe Hände und Menschen meidend, die ihm seine Kreise störten. Wie seine Dichtungen den Stempel des Wohllautes, des Maßvollen in sich tragen, eine seltene Vollendung der Form aufweisen bei allem ursprünglich sprudelnden Leben, so hatte auch

der ganze Mensch etwas Gehaltenes, Maßvolles. Alles „Zuviel“ verletzte ihn. Die wahre Weihe alles Verkehrs zwischen Menschen bildet aber die Nähe und die Ferne; wer nicht fern sein kann, kann auch nicht nahe sein. Diese Gehaltenheit war bei Gerok nicht bloß Naturanlage, sondern zugleich innere sittliche Errungenschaft. Durch tiefeempfindende, zartbesaitete Menschen gehen auch starke Aufwallungen, und in den Aeolsharfen heult auch einmal der Sturmwind. Es hat dieser Johannesseele nicht am Aufflammen heiligen Bornes gefehlt in seinem Predigeramte — die Stuttgarter wissen wohl davon zu sagen —; das läßt aber schließen, daß er auch mit seiner „Psyche,“ dem seelischen Menschen, manchen Strauß in jungen und alten Jahren wird bestanden haben. Ich genoß ja wesentlich den Abendsonnenschein seines Lebens. Die sinkende Sonne ist zwar größer als die aufgehende — aber sie sticht nicht mehr. So ist's auch mit der Sonne unsers Lebens. Es goß sich ein milder Schein (wie äußerlich sein Haupt ein Silberglanz umfloß) auch über seine Worte und sein Wesen — und das that einem so leicht erregbaren, streitbaren Menschen wie mir so erquickend wohl. Feststehend auf dem Felsen göttlicher Wahrheit und im göttlichen Worte, eine anima naturaliter lutherana, mit heiliger Pietät für alles kreatürlich Geordnete und geschichtlich Gewordene genährt von dem besten theologischen Marke seines schwäbischen Stammes, bewahrte er doch die Weitschaft

des Blickes und des Herzens und hatte etwas Ökumenisches in seiner religiösen Überzeugung. Die liebevolle Anerkennung alles Trefflichen, wo er es auch fand, die tragende Geduld mit den Schwachen und Irrenden kam aus seiner Liebeskraft, die gern allen alles sein wollte, um ihrer etliche für Christum zu gewinnen. Er wollte, wie er einmal in einer Vorrede zu seinen Predigten sagte, „ein Thürhüter sein am Heiligtum, dessen Amt aber wesentlich nicht im Zuschließen, sondern im Aufmachen“ bestehe. Er ist vielleicht darin von manchen mißverstanden worden, und sein „Es reut mich nicht“ hat da und dort böses Blut gemacht. Es will aber jeder aus seiner Natur und Anlage, aus seiner Führung und besonderen Berufung heraus verstanden sein. Aber dazu haben eben die Leute heutzutage keine Zeit und noch weniger — Liebe. Man schlägt einem lieber gleich einen ordentlichen Hieb über den Kopf, dann ist er abgethan, und man ist flugs fertig. Wie ließ sich aber Enge und Weite in Gerod so gut verstehen, wenn man ihn nur ein wenig liebte! Wie viel danke ich ihm darin, daß er oft mit einem einzigen Worte schwäbischer „Weisheit“ den brennenden Kopf und das wallende Herz zurechtrückte!

Nur noch zwei Begegnungen. Es kam der Tag von Lützen 1882, das fünfzigjährige Jubiläum des Gustav-Adolf-Vereins. Wir beide sollten zusammen dort auf freiem Felde predigen. Es war ein sehr

kühler, rauher Tag, und mir bangte für ihn. Wir fuhren zusammen aufs „Schlachtfeld.“ Da stand er denn oben auf der freien, hohen Kanzel, in seinem seidenen Talar und dem goldenen Prälatenkranz, dem wehenden Silberkranz um die Schläfe — eine wahre Prophetengestalt — und hielt jene herrliche, unvergeßliche Predigt vor der lautlosen vieltausendköpfigen Menge. Die Stimme drang durch, so klar wie das Silberglöcklein auf seiner Stiftskirche. Ich wickelte ihn dann ordentlich ein in Decken und besorgte ihm warmen Trank. „Diesmal mußt Du folgen,“ sagte ich ihm, „denn ich muß Dich wieder heil nach Stuttgart liefern.“ Denn nebenher war er ein unbesorgtes Kind und wäre gewiß manchmal recht hilflos gewesen, hätte ihm nicht seine treue Prälatin und sein trautes Töchterlein Emma zur Seite gestanden. Das war so ein Höhetag; und an solchen Höhetagen muß man ihn gesehen haben bei Gustav-Adolfs-Festen und Kirchentagen. Wie wußte er da „ad hoc“ zu sprechen, den Leuten ihre Heimat, ihre Stadt selbst zu einem Text umzuwandeln — ich denke an die Feste in Eisenach, in Schwäbisch-Hall, in Ulm. Wie wird er uns überall fehlen! Jene Lützener Feier hatte noch ein Nachspiel in Leipzig; das ist aber zu schön, als daß man davon reden könnte. Aber Freund Kögel und Pank wissen davon zu sagen, und in der Flora Gerofiana liegt ein herrlich Albumblatt darüber.

Erinnert sich sodann noch Freund Köstlin (Gerofs

trefflicher Schwiegerohn) der herrlichen Fahrt nach Hirsau? Ja, da kam er von Stuttgart, wo er eben vor Kaiser und Reich gepredigt, und Kaiser Wilhelm ihm in so sinniger Weise Stern und Kreuz verliehen als „deutschem Dichter.“ Und nun lud die Wirtin, die „große Wäsche“ hatte, ihn, den eben Bestennten, ein, zu „Rotkraut und Leberknöpfe!“ Das durchschauerte ihn mächtig, und er wollte lieber ins „Bädle“ Liebenzell fahren. Aber auf welchem Gefährt! das kaum für zwei Platz hatte, wir selbstünst mit dem Kutsher, und mit dem „Gäule,“ von welchem der Venker sagte: „'s ischt e ganz ordelichs Gäule, er beißt nor vornen, un hintenaus schlägt er.“ Wie's im Sturmwind hinabsauste, daß uns Hören und Sehen verging, bis wir im „Bädle“ ankamen! Gerok wurde bewundert und verwundert angeschaut in seinem großen Schlapphute, und die Frau Wirtin wollte es gar nicht glauben, daß dieser Herr sollte die ‚Palmblätter‘ gemacht haben! Sie hatte sich schon gespitzt auf ein Gedicht von ihm ins Fremdenbuch — aber er gab nichts her als seinen Namen und drang in mich, ein Gedicht zu machen. Ich aber schrieb hinein, auf Gerok deutend:

„Im Schwabenland ischt ‚Elles‘ weggedichtet —  
Wer da noch dichtet, ischt gerichtet.“

Ja, denkst Du daran! wie gottversunken er durch den Kreuzgang Hirsaus wandelte, dann mit uns der Beethovenschen Sonate lauschte und der süßen Töne

nicht satt werden konnte! Welch wonniger, sonniger Herbsttag an seinem Herzen — der Letzte mit ihm!

Nun ist's genug. — Das Lied ist aus, er ist daheim, sein Wunsch erfüllt: „Ich möchte heim.“ Heimgegangen wie die Sonne, die er auf einem seiner letzten Gänge mit dem Ausrufe sinken sah: „So stirbt ein Held,“ so starb er, ein Held und ein Kind im Glauben. In der letzten Nacht flammte noch einmal die müde Lebenssonne auf, er feierte mit den Seinen das Mahl des Herrn. Sein Testament lautete: „Fest im Glauben, eins in der Liebe, selig in der Hoffnung.“ Das war seine letzte Predigt, gehalten auf der Kanzel seines Sterbebettes in der Alba seines Sterbekleides. Unter Liedern hat sich der Psalmsänger durchgerungen, nicht mit seinen eignen, aber mit denen, die ihm die Kirche aus dem Herzen gesungen und die darum doch „sein eigen“ waren.

Sie begraben schnell in Süddeutschland. Am Dienstag entschlief er, und Donnerstag war schon der Gang zum Kirchhof. Ich konnte Stuttgart nicht mehr erreichen, da die Todesnachricht zu spät mich traf. — So durfte ich nur blutenden Herzens und doch hochgetrost über dem Grabe des Psalmsängers, der zum Palmenträger geworden, mit dem Blitze schreiben:

An Dich zu denken, war Erquickung,  
Von Dir geliebt sein, war ein Ruhm —  
Ich bete weinend an die Schickung  
Und suche Dich im Heiligtum!

Die ihn kannten und liebten, denen er Freund war, werden mit mir klagen: „Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan! Ich habe große Freude und Wonne an Dir gehabt, und Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist.“ Die aber in Kirche und Christenvolk groß genug denken, fremdes Verdienst anzuerkennen, werden mit mir an seinem Grabe bekennen: Er war eines Hauptes länger, eines Herzens weiter als alles Priestervolk!

---

## Am Kreuz des Klosters Fremersberg.

Es war im Jahre 18 . . , da von Baden-Baden eine fröhliche Gesellschaft von Alten und Jungen dem Fremersberg zuwanderte. Das ist ein Berg, der sich mit seinem bewaldeten Rücken heraus ins Rheinthal schiebt. Will man etwas sehen von Gottes Pracht und Schöne, so muß man dorthin wandern. Zu Füßen liegen inmitten von Obstbäumen und Weinbergen die Städte und Dörfer der Rheinebene; zwischendurch zieht sich der Silberstreif des Rheins, und in der Ferne steigen die blauen Vogesen mit ihren Felszacken empor. In grauem Flor sieht man den Straßburger Münster wie einen mächtigen Fingerzeig nach oben ragen, und über dem Waldgrund schauen aus den dunklen Tannen die Trümmer der düstern Fzburg hervor, eine Burg, die mit Sagen ebenso umwoben ist, wie mit grünem Epheu. Dort oben die Sonne sinken sehen, die ganze Gegend in Abendgold getaucht, die Glocken hören, die den Abendsegen läuten, und den Abendwind durch die hohen Tannen gehen sehen — das alles ist ein unvergleichlich Schauspiel.

Es war Nachmittag geworden, ehe der heiße Weg zurückgelegt war, der über manchen nackten, steinichten Fels ging. Endlich empfing ein großer, schöner Garten, mit hohen Malven und Lilien reichlich geschmückt, und eine freundliche Herberge die müden Wanderer. Nachdem sie sich erquickt, lagerten sie sich in einem schattigen Busch.

„Ihr wißt doch, lieben Freunde,“ so begann der Älteste unter der Gesellschaft, ein Mann mit edlem Antlitz und silberweißem Haar — „wo wir sind?“

„Nun ja — auf dem Fremersberg beim Adlerwirt, der guten Affenthaler und Limburger Käse hat,“ sagte ein junger Fant von zehn Jahren.

„Gewiß, bei dem sind wir auch, Du hungriger Schnabel, aber weißt Du auch, daß hier einst ein Kloster stand? Da, wo Du jetzt sitztest, gingen Mönche in braunen Kutten und Kapuzen über dem Kopf auf und nieder und sangen die Hora und Vesper.“

„Ein Kloster!“ sagte erschrocken der Junge, „das ist ja doch was Ehrwürdiges! Warum ist's denn jetzt ein Wirtshaus? sag mir doch.“ —

„Ja, das ist eine lange Geschichte. Siehst Du dort unter den Malven das hohe, weiße Kreuz? Geh doch mal hin und schreib Dir den Vers ab, der unten auf dem Sockel steht, dann sollst Du weiter hören.“

Der Junge kam bald zurück und las den Vers vor, der lautete:

„Ob auch die Welt in Trümmer geht,  
Das Kreuz doch unerschüttert steht,  
Ob auch die Seel' im Kampfe bricht,  
Mein Herr und Christ, ich laß Dich nicht!“

„Wie kommt denn dieser Vers da drauf?“ sagte ein blondgelocktes Mädchen, „er ist so schön und klingt ganz neu. Es ist doch ein altes Kloster gewesen?“

„Nun, laßt Euch sagen. Ich kannte noch den letzten Mönch des Klosters; das war der Pater Hermann, ein altes, gebrechliches Männlein, der wohnte hier mit zwei Knechten. Er hatte einen gelehrigen Pudel, der alle Tage mit einem großen Korb im Maul den Weg durch's Gebirg nach Baden = Baden machte und dort Brot und Fleisch holte. Er kannte ganz genau die Läden und lieferte alles richtig ab. Als der alte Pater gestorben war, wurde das alte, baufällige Kloster auf den Abbruch versteigert, und nun ist's ein Wirtshaus geworden. Aber nun zu der Inschrift. Sieh' dort, wo das Kreuz steht, war einst der Hochaltar der Fremersberger Kirche. Im Jahre des Heils, da man schrieb 1411, lebte oben ein Einsiedler mitten im dichtesten Wald, das war der Bruder Heinrich, seines Zeichens ein Leineweber, der ein fleißiges und frommes Leben führte. Aus den Dörfern ringsumher kamen die Leute, ihn zu hören, und bald traten auch andere Waldbrüder zu ihm, die die Einsamkeit mit ihm teilten. Da geschahs einmal

in einer Nacht, daß die Waldbrüder durch den langgezogenen Ton eines Hifthorns aus dem Schlaf geweckt wurden. Sie sprangen auf, zündeten eine Fackel an aus Pech und Reißig und machten sich auf den Weg. Da hören sie es rauschen aus dem Gebüsch; mit Mühe ringt sich ein Roß aus dem Sumpf und Gestein, und darauf sitzt blutend aus manchen Wunden ein Jägersmann in ritterlichem Kleid. Sie fassen die Zügel und bringen den Verirrten in ihre Klause und waschen ihm die Wunden. Noch halb in Ohnmacht und Fieber sprach der greise Jägersmann die Worte:

Mein Herr und Christ, ich laß Dich nicht!

Des freuten sich die Brüder. Sie merkten, daß es doch kein Unhold war, den sie da unters Dach genommen, sondern ein frommer Reitermann. Einer der Brüder aber schaute verwundert auf einen goldenen Schmuck, den der Jäger um den Hals trug (es war eine schwere goldene Kette mit dem Bilde des Kaisers), und hatte dabei so seine Gedanken. Als am frühen Morgen der Jägersmann gestärkt erwachte, sagte er zu den Brüdern: „Nun, vergelt's Euch Gott, Ihr frommen Brüder, daß Ihr mich aufgenommen. Nehmt die goldene Kette zum Lohn, aber mehr noch will ich thun. Da, wo Eure Klause steht, soll ein Kloster gebaut werden und ein Kirchlein dazu, damit, wenn sich andere Wanderer hier verirren, man sie pflege und hege. Bin ich doch der Markgraf Jakob von Baden, dem ihr das

Leben gerettet! Da küßten sie ihm die Hand und dankten ihm. Bald darauf fing es an zu hämmern und zu klopfen, Stein an Stein fügte sich und Stamm an Stamm, und das Klosterlein war 1426 fertig. Viel Stürme sind darüber gezogen. Krieg und Brand haben's oft verheert, aber immer ist's wieder aufs neue erstanden. Viele arme Wanderer haben hier Quartier und Hilfe gefunden, und in Hungerzeiten sind die Armen gespeist worden. Zuletzt starben die Patres aus. Als auch die letzte Spur des Klosters gefallen, da hat unser Großherzog Leopold den Ahnherrn noch geehrt und sein damaliges Stoßgebet in den schönen Vers gewoben und das große Sandsteinkreuz errichten lassen, zum Gedächtnis, daß hier einst eine stille Stätte des Segens gewesen. Das Kloster ist dahin, die Mauern sind gefallen, und die Patres gestorben — aber das Kreuz ist geblieben. Und das Kreuz wird auch bleiben, ob auch die Welt in Trümmer geht, und selig ist doch der, der sagen kann: „Wenn auch die Seel' im Kampfe bricht: Mein Herr und Christ, ich laß Dich nicht.“ —

Der alte Herr hatte geendet. Der Junge war derweil zu seinen Füßen still eingeschlafen und träumte an dem heißen Sommernachmittag von den Mönchen, die hier gewandelt; über die andern kam aber eine wunderbare Stille, wie sie manchmal mitten über eine fröhliche Gesellschaft so kommt. Da mag denn keiner der erste sein, der anfängt, zu sprechen. Sagt man

keinen besonders guten Gedanken, so jagt man damit die guten Gedanken, die möglicherweise jeder still für sich hat, weg. So stand die Gesellschaft auf und machte sich zum Kreuze hin, das weithin sichtbar war. —

„Wenn ich zur Klosterzeit gelebt, ich wäre dort oben auch ein Mönch geworden,“ sagte ein schlank gewachsener junger Mann, der etwa achtzehn Jahre alt sein mochte.

„Du und Mönch!“ sagte lachend ein Mädchen, das unter dem großen Florentiner Strohhut, auf dem ein mächtiger Strauß von Feldblumen lagerte, mit seinen hellen, braunen Augen voll quellenden Lebens vorschaute, „Du wärst gerade der Rechte! 's wär' doch schade um Deine braunen Locken und Deine interessante Nase, wenn sie spurlos hinter Klostermauern verschwunden wären.“

„Wer weiß, ob sie beide da nicht besser sich konservierten, als draußen in der Welt. Was ist das bißchen Tonsur gegen die Haare, die man sonst im Leben lassen muß!“

„Das ist Geschmacksache,“ entgegnete das Mädchen, das den Namen Veronika trug. „Ich mache an das Leben andere Ansprüche. Ich will hier glücklich werden und sehe gar nicht ein, warum man nicht darauf lossteuern soll. Die Welt für ein Jammerthal ansehen, ist mir von jeher als eine höchst unsympathische krankhafte Anschauung erschienen. Und wenn selbst auch die Welt das wäre, sollen wir sie nicht in einen Freuden-

garten umwandeln? Sieh mal diese sprossenden Blumen, diese üppigen Nebgänge sind unendlich schöner als die Malvenstauden und Kreuzgänge der alten, jammern-den Mönche.“

„Du nimmst den Mund ziemlich voll, geliebtes Kind,“ antwortete eine Dame in schneeweissem Haar. „Vielleicht daß Du später anders denkst und kleinlauter bist, wenn Du gesehen, daß es Mächte giebt, gegen die Du nicht ankämpfen kannst. Vielleicht daß ich Dir einmal erzählen kann vom Glück unter den Menschenkindern. Was da an dem Kreuz unten steht, das ist meine Lebenserfahrung.“

Während dieses Gespräches hatte sich ein junges Mädchen hinter Veronika gestellt und ihren Arm um sie gelegt. Sie lauschte und sog mit ihren tiefen, schwarzen Augen die Worte vom Munde der greisen Dame. Veronika wandte sich rasch um. „Du bist's Klärchen, das ist ganz was für Dich, Du hältst es ja mit dem Klosterleben.“

Unter dem Kreuze hatte sich still ein Junge von acht Jahren gelagert. Ein tiefschwarzes, großes Augenpaar sah fragend und forschend in die Welt hinaus und ebenso tief in den Himmel hinein. Es giebt solche wunderbare Kindergesichter, die ein großes Geheimnis und Fragezeichen sind. Was wird aus ihnen werden? — Man sah es ihm an, daß er über den Spruch nachgedenkt. Mit einem Male sprang er auf und lief auf die Dame zu, die vorhin geredet,

und sagte: „Mutter, wird denn die Welt in Trümmer gehen, diese schöne Welt? Wie ist's denn möglich? Wird' ich das noch erleben, und Du auch? Mutter, wie wird denn das sein? Sag' mir's doch!“

„Du fragst viel auf einmal, mein Kind!“ entgegnete sie und schaute mit einem liebevollen Blick ihren Jungen an, „aber ich will Dir nur etwas sagen. Siehst Du nicht dort den bunten Schmetterling? Kroch er nicht einmal auf der Erde herum als eine häßliche Raupe, und wie schön sind jetzt seine Farben und wie leicht seine Flügel! Hättest Du je gedacht, daß so was aus dem kriechenden Tiere werden könnte? So wird's mit der Erde und dem Menschen auch sein. Was Du siehst, ist nur ein Anfang, aber es wird was Schöneres draus. Meinst Du nicht?“

„Das ist schwer,“ antwortete der Junge. Das sagte er immer, wenn so was Besonderes in sein Leben ragte.

„Hat er wieder einmal gefragt, Dein Kleiner, schwarzer Philosoph?“ sagte ein Geschwisterpaar, ein Knabe und ein Mädchen, die sich beide umschlungen hielten.

„Gewiß hat er gefragt. Wer nicht fragt, lernt nichts. Habt Ihr nie die Geschichte gelesen von dem Rittermann, der nie fragte und darum das Beste versäumt hat?“

„Ja, ja, die kennen wir, die steht in den Volks-

büchern, weißt Du, Mutter, auf Zundelpapier in Reutlingen gedruckt. Der Ritter hieß Parzival.“

„Nun denn, da konntet Ihr auch was draus lernen. Ihr werdet den Spruch auch einmal verstehen, der drunten am Kreuze steht, Ihr und der kleine Schwarze.“ — Die Sonne war mittlerweile am Sinken; die kleine Gesellschaft saß noch am Tische. Unter fröhlichem Plaudern waren die gestandene Milch, Himbeeren und Erdbeeren, der Limburger Käse und der rote Affenthaler nachgerade verschwunden, und der Senior mahnte zum Aufbruch. Unter fröhlichen Liedern ging's durch den Wald nach Baden zurück. Daß aber in Etlichen nachts im Traume das weiße Kreuz leuchtete und in sanften Tönen das Lied klang: „Mein Herr und Christ, Dich laß ich nicht,“ hat niemand geahnt.

Fünzig Jahre sind reichlich ins Land gezogen seit jenem Nachmittag. Was ist aus ihnen geworden, die einst so fröhlich plaudernd dort saßen und zu dem ernstesten Kreuze aufschauten? Ob sie die Inschrift haben verstehen lernen? Ich lasse im Fluge etliche ihrer Bilder an der Seele vorüberziehen. Der alte Herr im weißen Haar, Gott hab' ihn selig! Von ihm muß ich auch singen wie der alte Wandsbecker Bote:

„Friede sei um diesen Grabstein her,  
Süßer Friede! Ach, sie haben  
Einen guten Mann begraben.  
Und mir — mir war er mehr.“

Raum ist mir im Leben eine solch sonnige Natur wieder begegnet, wie die feine. Im Hause war er schon in der Jugend der Sonnenschein seines Vaters; das einzige Kind, das „Du“ zu dem ehrwürdigen Greise sagen durfte, während die andern Kinder nach strenger Zucht und alter Sitte ehrerbietig „Sie“ sagten. In seiner Seele klang jeder echte, edle Ton wieder. Gibt es doch Menschen, unter deren Händen alles, was sie berühren, zu Gold wird; sie sind keine Zauberer, keine Goldmacher, aber sie wissen den Goldgehalt in den Dingen herauszumuten. Ein unscheinbares, von andern achtlos übersehenes Ding, — sie heben's auf, betrachten es und geben es uns als Gold und Edelstein wieder. Es sind eben die Augen der Liebe und der Freude, in denen alles so licht wiederstrahlt. Sollte solch ein Mann am Kreuze vorübergehen, ohne seine stille Herrlichkeit erblickt zu haben? Nein — ihm leuchtete es ins Herz. Eine stille Seelenverwandtschaft zog ihn, der für alles Schöne ein offenes Auge hatte, zum schönsten der Menschenkinder hin, ihm kostete es weder Kopf- noch Herzbrechen. „Jesus sah ihn an und liebte ihn,“ hieß es auch hier — nur war seine Antwort eine andere, denn die jenes reichen Jünglings. Denn es fährt die Geschichte seines Lebens nicht fort mit dem: „und er ging traurig davon, denn er hatte viele Güter,“ sondern: „und er sah auch ihn an und liebte ihn wieder, und gab ihm nicht bloß, was er hatte, sondern alles, was

er war.“ Ob Dir solche Menschen begegnet sind, denen (wie in etlichen Ländern) die Sonne ohne trübe Dämmerung und Kampf mit Finsternis und Nebel gleich in voller Pracht aufgeht? — Auch seine Lebenssonne sank licht und klar. Ohne krank gewesen zu sein — er war es überhaupt nie im Leben — kam der Tod als lichter Bote. Mit seiner hellen, hohen Tenorstimme, trotz seiner hohen Jahre, hatte er noch abends das „O Lamm Gottes unschuldig“ gesungen. Nachdem er Palette und Pinsel eben weggelegt und gerade den Fremersberg im sanften Abendsonnenschein gemalt — tönte ein Ruf aus seinem Munde: „Das ist der Tod!“ ein anderer: „Im Frieden,“ und ein letzter: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ Länger, als dies zu schreiben, dauerte es nicht, und das Auge schloß sich für diese Welt und Zeit, um sich droben in Wonne zu öffnen. „Ob auch die Seel' im Kampfe bricht — Mein Herr und Christ, Dich laß ich nicht!“ So klang's im Tode, und war darum kein Tod hier zu sehen, noch zu schmecken.

---

Sechzehn Jahre vor seinem Heimgange — und jenes Geschwisterpaar, das sich umschlungen hielt und über den kleinen Fragekasten sich wunderte, hatte den letzten Kampf gekämpft. Der Junge, ein still vergnügtes Original, das eigentlich niemandes bedurfte, um glücklich zu sein, weil er sich seine eigene kleine

Welt aufgebaut, die andere nicht zu verstehen brauchten, stieß darum mit der rauhen, wirklichen Welt immer zusammen. Sie puffte ihn und er sie, überall war er für sie zu kurz und zu lang; seine Lehrer weissagten ihm darum alles mögliche Unglück, und er war nahe daran, es zu glauben. Doch schaute er sie wieder mit den großen, braunen Augen an, als wollte er sagen: „Ihr versteht mich doch alle nicht.“ Ein tiefes Leiden, ein Erbteil seiner Mutter, hielt ihn von lauten Kreisen der Menschen zurück; umsomehr genoß er innerlich. Sparsam im Worte, öffnete sich nur dann und wann einmal die Schleuse der Rede, dann sprudelte es voll fröhlicher Einfälle über das, was er erlebt, so nüchtern er sonst drein sah. Aber etwas zu werden in dieser Welt, dazu brachte er es nicht. Vor lauter Gedanken konnte er keinen einzigen recht erfassen und durchführen. Da sank er mit den Jahren bisweilen in Schwermut und Traurigkeit, zu der sein einsames Grübeln die Vorstudien waren. Jeder herzliche Blick und jedes gütige Wort that ihm dann wohl. Plötzlich holte er sich eine schwere Entzündung der Brust und Lunge, von der er zwar anscheinend genas, die aber den Keim des Todes zurückließ. Er war schließlich bei der Kunst wieder angelangt, die er zuerst gepflegt. Zum Besten einer Anstalt für kranke Kinder sollte ein Stahlstich gemacht und verkauft werden. Er sagte: „Laßt's mich machen!“ und er zeichnete und stach jenes Kreuz des Hochaltars auf Fremersberg mit dem Spruch darunter. Das

schöne Blatt ging in vielen Exemplaren weg und brachte eine Menge Geld. Da flog über das blasse Antlitz, aus dem die fiebernden Augen dunkelglänzend vorschauten, ein Strahl der Freude. Es war seine letzte Arbeit, und eine Ahnung, daß ihm der Vers gelte, zog ihm längst schon durch's Gemüt. Die Tage wurden schwerer, aber auch seine Geduld größer. Unverwandt sah er sein eigen Werk, das an der Wand seines Bettes hing, an. Jugend und Tod, Sehnsucht, erlöst zu sein und wieder zu genesen, rangen mit einander. Aber die Seele kämpfte sich durch, und als er einmal einem älteren, vertrauten Freund sein ganzes Herz ausgeschüttet und alles, was ihm auf Seele und Gewissen lag, schlicht und kindlich gebeichtet hatte, ging's mit raschen Schritten der Erlösung entgegen. „Ich bin so glücklich! Ich hab' Euch alle so lieb — mir ist vergeben, ich geh' nach Haus.“ Das waren die letzten Worte, und mit dem Blick aufs Kreuz brachen die schönen, dunkeln Augen. Er war eben einundzwanzig Jahre alt geworden, als „im Kampf die Seele brach.“ —

---

Und seine Schwester, das zarte Kind mit den um den Kopf geschlungenen, dicken Zöpfen? Man mußte sie lieb haben in ihrem stillen Wesen. Manchmal brach freilich der Schalk bei ihr durch, aber sie konnte so herzlich dabei lachen, daß man ihr nicht böse werden

konnte. Bei allen Spielen war sie die Friedensstifterin zwischen den wilden Jungen, und keiner traute ihr zu opponieren. Sie reiste zur Jungfrau heran, ihre Gedichte und Tagebücher, in die ich einmal einen Blick thun durfte, sagen, was alles ihr durch's junge Herz gezogen. Sie war reich begabt für Musik und hatte eine glockenhelle Sopranstimme; eben waren die Lieder Felix Mendelssohns erschienen, und mit Wonne sang sie diese. Eine stille Neigung verband sie durch die Musik mit einem jungen Künstler, doch blieb alles unausgesprochen. Der Tag kam, der das Geheimnis offenbaren sollte, freilich so anders, als sie's gedacht. Von einem Ausfluge zurückkommend überfiel sie des Nachts ein Fieberschauer, der den Anfang eines tödtlichen Typhus bildete. In den Fieberphantasien sprach sie von ihrer Liebe, ihre Mutter hielt die fiebergelühende, webernde Hand und tröstete sie, so gut es ging. Das Fieber wich, die Krankheit schien gebrochen, aber das Herz war ermattet. Sie fühlte es wohl, daß ihre Tage gezählt seien, und das junge Leben kämpfte schwer dagegen an, ins Entfagen zu gehen. Als sie die Gewißheit hatte, daß wenig oder keine Hoffnung mehr sei, hob sich wunderbar ihr Geist zu völliger Klarheit und Ruhe. „Nun laßt mich nicht mehr schlafen — wir wollen jede Stunde noch beisammen sein. Lest mir die Psalmen! Mutter, weißt Du noch, was Du sagtest am Fremersberg, „man soll doch fragen?“ Ja, Du mußt mir noch viel sagen, wie's drüben ist. Jetzt weiß

ich auch, was der Vers bedeutet, den unser Bruder gestochen hat.“ So ging's Tag für Tag, bis sie ohne irgend welchen Kampf einschlies. Die Mutter hatte ihr einen Myrtenkranz aufs Haupt gelegt, der junge Künstler wurde uns befreundet, und das Bild der jungen, unverlobten Braut hat ihn bis zu seinem Ende begleitet. Nicht weit ruhen die Geschwister von einander, die sich einst so traut umschlungen hielten.

Und Klärchen? Nun, Veronika hatte Recht, sie war zwar nicht ins Kloster gegangen, wohl aber in den Dienst barmherziger Liebe. Nicht als ob es gerade ihr leicht geworden, aus dem trauten Kreise der Familie zu treten, aber es war der sehnliche Wunsch ihres Vaters, der selbst an der Spitze eines Krankenhauses stand, daß eins seiner Kinder, anderen Mädchen zum Beispiel, in die Krankenpflege trete. Sie brachte das Opfer für die andern, das rührende, selbstlose Menschenkind. Zwanzig Jahre stand sie in treuem Dienste, das Band der Liebe mit allen festhaltend, die einst mit ihr unter dem Kreuze geseffen. Nun trug sie es selbst auf der Brust und im Herzen. In ihrem Nachlasse aber fand sich — das Bild des Kreuzes auf Fremersberg.

---

Und jenes lebensfrohe, übermütige Kind, die die großen Anforderungen des Glücks an das Leben stellte,

wo ist sie geblieben? Veronika! Sie fuhr mit vollen Segeln ins Leben hinaus, in allen Dingen und Menschen das Beste herausjuchend und auch findend. „Du schöpfst überall den Rahm ab,“ hatte ihr lachend ihre Mutter gesagt, „und wir können dann die fauere Milch trinken.“ „Nun, die ist auch was Gutes, wenn's recht warm ist,“ gab sie zur Antwort, und dies geflügelte Wort ging lange in der Familie. Durch ihren sprudelnden Witz und den noch besseren Humor zog sie die Menschen schnell an sich. Daher kam's, daß man ihr, trotz ihrer hohen Sittenstrenge, allerhand Liebesabenteuer nachsagte. Als ihr eine Freundin Vorwürfe machte, weil ein junger Mensch zu nahe ans Feuer gegangen und sich an ihr das Herz verbrannt hatte, während sie doch einen andern sehr anzog, sagte sie: „Ja, man liebt eben immer anders. Aber, wenn ich ein bißchen Interesse für die Menschen habe, glauben sie gleich, sie müßten sich mit mir verloben. Warum können denn nicht Freundschaften zwischen jungen Leuten verschiedenen Geschlechts bestehen? Muß man denn gleich heiraten?“ Jene alte Dame, die ihr damals schon ein Wort gesagt, nahm sie bei einem Besuche wieder einmal beim Worte, als sie abermals Ähnliches sagte: „Mein liebes Kind, Du glaubst das, aber glaube mir einmal: es geht nicht. Die Linie ist zu fein, wo Achtung und Liebe in Leidenschaft übergehen. Junge Leute, wenn sie idealer Natur, legen ihre Ideale in ein Geschöpf und lieben sich eigentlich in

ihm — und die Enttäuschung bleibt nicht aus, weder beim einen noch beim andern. Du wirst so lange spielen, bis Du Dein Leben verspielt hast. Es wäre Dir viel besser, wenn Du einen braven, tüchtigen Mann nähmest, der Dir ein Führer würde und Dich in fester aber milder Hand hielte. Dann könnten Deine Gaben sich entfalten und Dir und andern zum Segen werden. Jetzt fürchte ich, daß sie Dir und andern nicht zum Segen sind.“ Das Mädchen wurde nachdenklich. Nie vergaß sie diese Worte, auch nicht während der langen Jahre, die sie ihrer Gesundheit halber in Frankreich und Italien zubringen mußte, denn ein organisches Herzleiden hatte sie von Jugend an von der Heimat getrieben, da das dortige Klima für ihren Zustand verderblich war. Es ist genug, wenn ich sage, daß ihr Leben eine Kette von frohen Stunden, aber noch mehr von Enttäuschungen war. Wenn sie dachte, ihr Leben werde einen festen Halt gewinnen, dann scheiterte, besonders an ihrem Leiden, im letzten Augenblicke die Hoffnung. So kam sie nach Balanza, dort lernte sie den Begleiter eines kranken, jungen Prinzen kennen, dessen ganze Persönlichkeit sie ungemein anzog. Das gehaltene, aber doch herzliche Wesen, womit er mit dem Prinzen sowohl als der ganzen Gesellschaft umging, der milde Ernst, der aus den Augen sprach — alles machte sie still in seiner Nähe, während andere durch das geistvolle Gespräch, das er meisterhaft zu führen verstand, angeregt und lebendig wurden. Wer mag das

sagen, wie wunderbar dieselbe Persönlichkeit auf verschiedene Menschen wirkt, und was alles dabei mitwirkt! Da der Mentor des Prinzen von Hause aus Theologe war, so baten die Gäste, die keinen Gottesdienst hatten, um eine Predigt. Seit Jahren hatte er nicht mehr gepredigt, es wurde ihm nicht leicht, es nun und gerade vor solch einer Gemeinde zu thun, schließlich willigte er ein. Er predigte in einem kleinen Saale, den man schnell zur Kapelle hergerichtet. Sein Text war: „Alles, was mir mein Vater gegeben, kommt zu mir. Und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“ Er begann seine Predigt mit einer Jugenderinnerung. In der Stiftskirche zu Stuttgart sei eine Silberglocke, die werde mitternachts geläutet. Laut einer alten Stiftung hätten sich einst junge Herzoginnen verirrt bei der Jagd und seien dann durch eine Glocke wieder zurechtgekommen. Daher sollte das Silberglöckchen in der Mitternacht läuten. Er deutete das Wort geistvoll auf die mancherlei Züge des Vaters zum Sohne hin und schilderte dann dies allen offenstehende Herz, in welchem allein volles Genüge zu finden sei. — Veronika saß unter den Zuhörern. Ihr tauchte ein altes, längst verschwundenes Bild vor der Seele auf: oben unter dem Kreuze — ja, wie war doch der Spruch? War's nicht auch so, daß dort ein Verirrter gefunden ward? Sie suchte sich die Worte wieder zusammen. Mehr vielleicht noch, als die Rede, war ihr die Erinnerung alles dessen, was sie seit

langer Zeit erlebt und erlitten (daran hatte es nicht gefehlt), durch die Seele gegangen. Sie ging still auf ihr Zimmer, und als zur Table d'hôte gerufen ward, kam sie neben den Begleiter des Prinzen zu sitzen; sie mußte wohl oder übel mit ihm ein Wort über die Predigt sprechen. „Sie haben mich an ein Erlebnis meiner Jugend erinnert,“ sagte sie, „mit dem Anfang Ihrer Predigt“ — und erzählte nun jenen Sommernachmittag. „Aber den Vers kann ich nicht mehr zusammenbringen.“

„O, den weiß ich, es ist erst acht Wochen her, daß ich von Baden-Baden aus den Weg nach dem Fremersberg machte. Ich habe den Vers aufgeschrieben, auswendig kann ich ihn ja auch nicht, aber ich werde ihn gleich finden.“ Er zog sein Notizbuch heraus und las: „Ob auch die Welt in Trümmer geht zc.“ — „Ja, ja, so hieß er, wie merkwürdig, daß Sie es gerade notiert. Wollen Sie mir ihn nicht aufschreiben?“

„Gewiß, da ich auch jetzt Ihnen die Geschichte der Inschrift zu danken habe. Es kommt bei solch einem Verse nicht auf die Poesie, sondern vornehmlich darauf an, daß er für uns eine Bedeutung gewonnen und in unser Leben sich geflochten hat. Wohl dem, der diesen Vers nicht bloß lesen, sondern wahrhaft beten kann.“ Veronika wurde still. In Trümmer war ihr vieles gegangen, das war nur zu wahr, und im Kampf die Seele manchmal am Brechen gewesen, das war auch wahr; aber das andere? — Ein Jahr war vor-

über, und auf einem Gebirgsdorf in S . . . . sitzt still am Winterabend ein Paar im traulichen Pfarrhause. Es ist Veronika mit ihrem Manne. Nicht mit jenem Reisebegleiter des Prinzen, wohl aber mit einem nahen Freunde desselben, der bald darnach ankam, hatte sie sich verlobt. Durch die Predigt war ein wunderbares Band überhaupt um die bisher sehr lose sich begegnenden Bruchteile der Gesellschaft in der Pension geschlungen worden; mit einem Male war ein Centrum gegeben. Der Reisebegleiter selbst hatte einst eine Pfarrei, ein junges, sonniges Glück — in einem Jahre war es ihm versunken. Seine Frau starb an einem Fieber, das ins Dorf gekommen, während er selbst fast rettungslos und ohne Bewußtsein krank lag. Er hatte sie nicht mehr gesehen, und nach Wochen erfuhr er erst ihren Heimgang. Das hatte ihn bewogen, zumal er völlig gebrochen war, das Amt zeitweilig aufzugeben und die Stelle bei dem Prinzen anzunehmen. Ihm lag jeder Gedanke fern, sein Haus wieder aufzubauen; darum hatte er den Vers gleich verstanden. Aber sein gleichgesinnter, doch dabei lebensfroher Freund hatte Veronikas Herz gewonnen, und sie war ihm gefolgt. Glückliche Jahre durften sie oben verleben in der stillen weltverlorenen Gemeinde. Drei prächtige Kinder saßen am Tische, vornehmlich ein hervorragend schöner und begabter Junge. Als er ins Gymnasium nach der Stadt geschickt wurde, errang er schnell den ersten Platz. Er war die ganze Freude der Eltern und seiner

Schule. Während eines Ferienbesuchs bei einem Freunde erkältete er sich im Bade, und in wenig Tagen raffte ihn eine Unterleibsentzündung weg. Diesen Schmerz überlebte Veronika nicht. Ihr Herzleiden, das jahrelang im Glück geschwiegen, erwachte mit neuer Stärke, monatelang litt sie. Es kamen bange Tage mit namenloser Angst, aber sie überstand sie mit einer Seelenstärke und einem Mute, der allen unfäglich war. Mit großer Klarheit hatte sie alles geordnet. Über ihrem Bette hing der Spruch des Kreuzes, den ihr Mann künstlerisch gemalt; war er doch die Brücke geworden, darauf die Liebe zu ihm herübergewandelt kam, und wie oft deutete sie auf ihn. Nun ruht sie längst neben ihrem Sohn auf der stillen Waldhöhe, und ein Kreuz deckt die beiden Hügel.

Und der kleine fragende Junge mit den schwarzen Augen, die wie ein unergründlicher See waren? Man könnte ein Buch über seine Wanderungen und Wandlungen schreiben. Reich zum Künstler veranlagt, trat er in seinen Knabenjahren aus der Schule und ging in ein Künstleratelier. Er machte reißende Fortschritte, und alle Genossen prophezeiten ihm eine glänzende Laufbahn, als er plötzlich Grabstichel und Nadel weglegte, wieder auf der Schulbank saß und zur Hochschule sich bereitete. In seinem Innersten erfaßt in den Tagen seiner Konfirmation, glaubte er dem Drange folgen zu müssen und wurde Theologe. Was er war, war er ganz, aber die dunkeln, schwarzen Augen sahen überall

auf den Grund, und wo er ihm nicht stichhaltig schien, kam die Unruhe über ihn, und er brach die Brücke ab, aus Vaterland und Freundschaft gehend um seiner Überzeugung willen, um sich wieder in neue Kämpfe zu stürzen. Trotzdem quoll ein reicher Lebensstrom aus seinem Herzen, er trug darin ein selten zartes Verständnis für die ringende Jugend; die künstlerische Ader zog sich durch alle Reden und Schriften als ein Erbteil seiner Jugend hindurch, in wenigen Menschen war die Wahrheit so mit der Schönheit verbunden. Aus Leidensgluten ging die geistesmächtige Natur geläutert hervor, mild und barmherzig geworden. Seine ganze Theologie, Dogmatik und Ethik konzentrierte sich schließlich in einem — und das eine war nichts anderes als jener Spruch unter dem Kreuze. ‚Christus solus, sola gratia, sola fide‘ — Christus allein, aus Gnaden allein, durch den Glauben allein — waren die letzten Worte, die er schrieb. „Mein Herr und Christ, Dich laß ich nicht!“ — das wollten die stummen, hocherhobenen Hände, die er dem Tode entgegenstreckte, laut und beredt sagen.

Und jener junge Mann, der so gern ins Kloster gegangen wäre, ich will nicht viel von ihm sagen, nur daß er ein scheinend und brennend Licht war, das sich in sich selbst verzehrte. In seiner Kunst war er zum Meister geworden und, wie es wenigen gegeben ist, fand er gerade, seinem Gemüt entsprechend, den elegischen, sehnsuchtsvollen Zug in der Natur heraus, jener Sehnsucht, von welcher Geibel singt:

In Stein und Flur  
Der Kern ist aller Kreatur,  
Die aus dem Wald mit tausend grünen Armen greift,  
Im irren Ton als Echo schweift  
Und aus der Blumen Auge mild  
Dich anschaut mit der stummen Seele.

Es erblühte ihm ein stilles Glück an der Seite seines jungen Weibes. Da eilte sein Gott mit ihm nach Hause. Während einer Studienreise in Tyrol, von einem Gewitter überrascht, an einem überaus heißen Tage, flüchtete er sich in einen Tunnel, der mit Eisesfalte den Erhitzten umfaßte. Ein rheumatisches Fieber warf sich auf das Herz, in wenig Wochen war die Scheidestunde da. Die Fenster seines Krankenzimmers schauten gerade hinüber nach dem Fremersberg. Von seinem Weibe und seinem Kinde nahm der blühende Mann, der noch nicht die dreißig erreicht hatte, Abschied. Zu seinem Gott aber sprach er als letztes Wort: „Vater, in Deine Hände befehle ich mein Herz.“ Und dies Herz, das man vor der Thür klopfen hörte, hatte ausgeschlagen.

Der träumende Knabe aber, der am Fuß des Kreuzes eingeschlafen war, er ist es, vor dessen Seele die Bilder aller derer stehen, die einst unter diesem Kreuze gestanden und im Frieden dieses Kreuzes eingeschlafen sind.

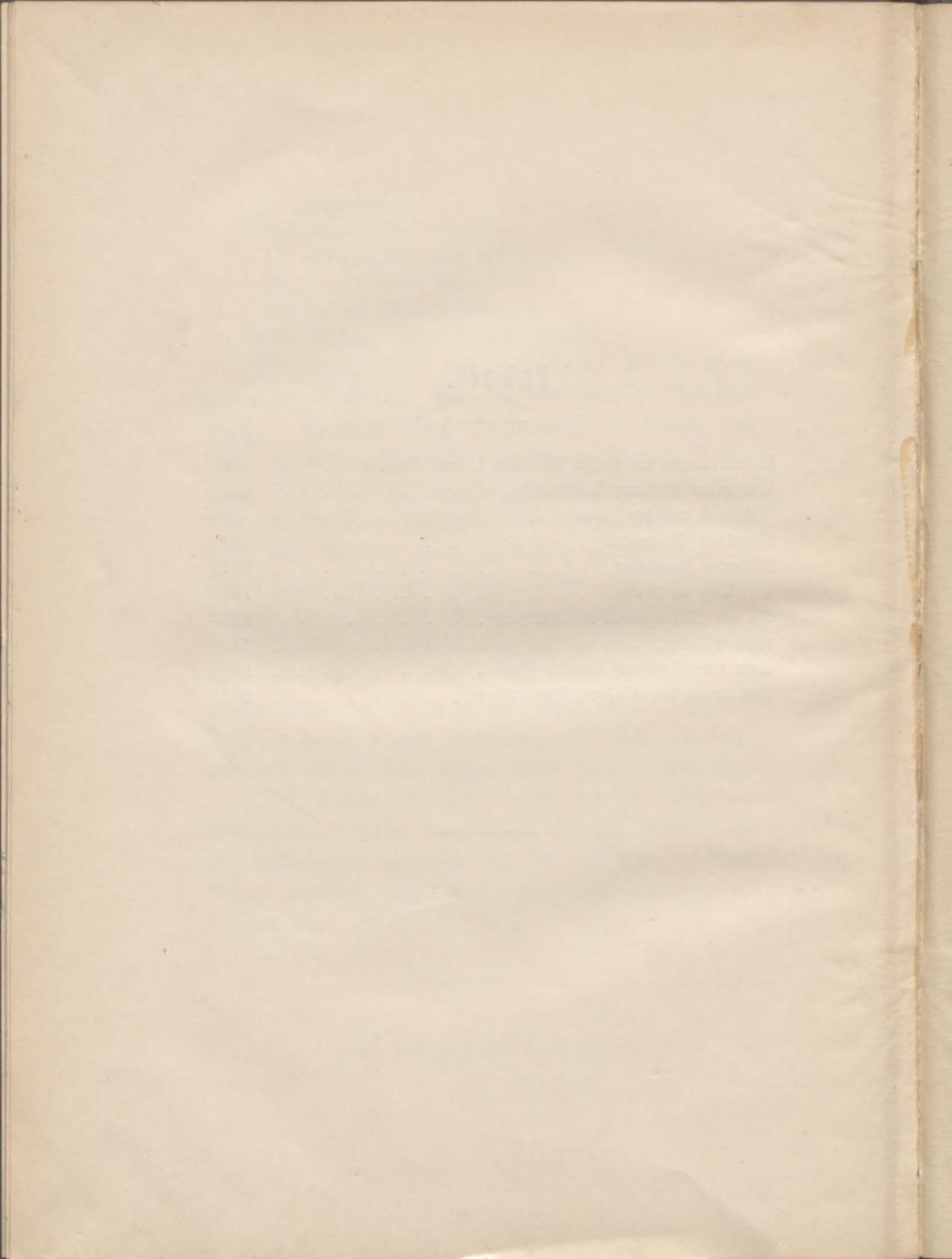


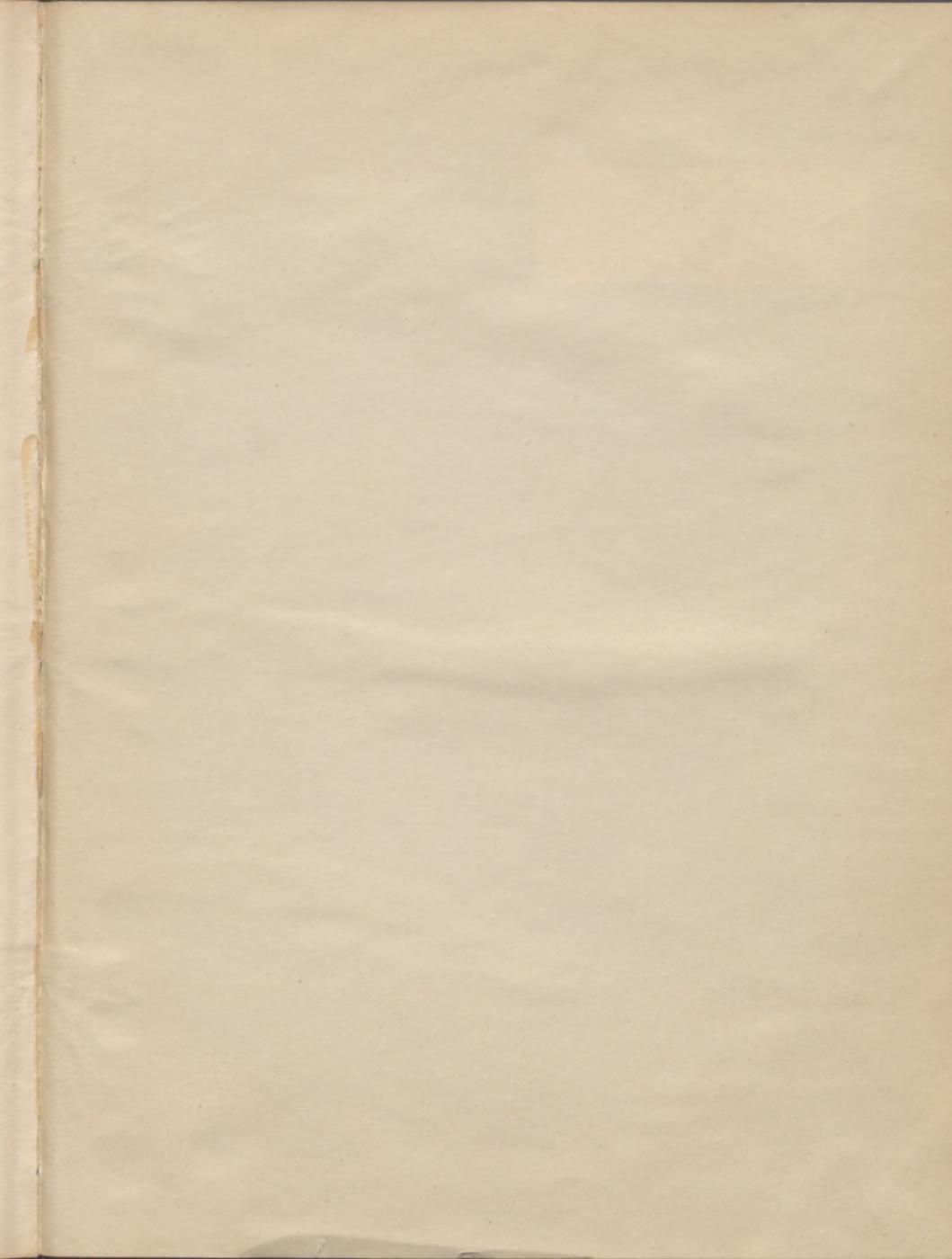
## Inhalt.

---

	Seite
Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. und Gastein . . . . .	1
Aus einer Berliner Amtswoche . . . . .	40
Diogenes mit der Laterne . . . . .	54
Sebalbus Notanker . . . . .	72
Moderne Faulenzer . . . . .	104
Ein Tag in Berlin . . . . .	131
An der Mittagstafel im Kurhause . . . . .	143
Aus Bädern . . . . .	151
Eine rote Rose auf Gerolds Grab . . . . .	187
Am Kreuz des Klosters Fremersberg . . . . .	204

---





Biblioteka Główna UMK



**300020816214**

